

**Identität und Identitätsveränderungen von Akademikerinnen im  
sozialen Wandel**

**Eine Vergleichsstudie von in den 50er mit in den 70er Jahren geborenen  
Akademikerinnen**

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades einer  
Doktorin der Philosophie  
am Institut für Psychologie der Universität Flensburg

vorgelegt von Brigitte Hebel

Hamburg 2013

1. Gutachter: Prof. Dr. Meike Watzlawik
2. Gutachter: Prof. Dr. Dunckel

***Für Reinhard***

34 Jahre später

## **Danksagung**

Viele Menschen haben mich bei dieser Doktorarbeit unterstützt, und ich möchte mich an dieser Stelle bei ihnen bedanken.

Zunächst gilt mein Dank dem inzwischen verstorbenen Karl Haußer, der sich für mein Thema sofort interessierte und mich auf unterschiedliche Weise inspirierte und unterstützte.

Besonders dankbar bin ich Meike Watzlawik. Sie hat mich nicht nur zupackend und unkompliziert unterstützt und angeleitet, sondern mich vor allem mit sehr geschätzten Anregungen sehr gefordert und gefördert. Herzlichen Dank auch dafür, dass sie ohne Zögern die Hauptarbeit als Erstgutachterin übernommen hat.

Heiner Dunckel danke ich für seine Flexibilität hinsichtlich des Zweitgutachtens.

Bei allen computerbezogenen Fragen stand mir Reinhard Hebel zur Seite, ohne dessen gelassene Unterstützung ich mir einiges nicht zugetraut und auch nicht geschafft hätte.

Einen ganz herzlichen Dank auch an meine Freundinnen und deren Bereitschaft, mich tatkräftig zu unterstützen, sodass ich genügend Probandinnen zur Verfügung hatte. Und diesen Frauen herzlichen Dank dafür, dass sie so großzügig bereit waren, mir ihre Zeit zu geben und einen Teil ihrer Geschichte zu erzählen.

## Zusammenfassung

Akademikerinnen in Deutschland heiraten immer seltener und bekommen weniger Kinder. Ist diese Entwicklung auch eine Folge von Identitätsveränderungen, die zurückzuführen sind auf die gesellschaftlichen Veränderungen, die in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik Deutschland stattfanden?

Basierend auf einer Darstellung dieser gesellschaftlichen Veränderungen für das Leben von Frauen, vor allem in den Bereichen „Bildung und Ausbildung“, „Beruf und Karriere“, „Partnerschaft und Ehe“ sowie „Kinder und Familie“, wurde auf der Basis des „Flensburger Identity Status Interview, FIS I“ ein Interview entwickelt, um die Identität von Frauen in diesen Bereichen zu erforschen.

Die vorliegende Studie beinhaltet 40 Interviews: 20 Probandinnen mit akademischer Ausbildung, die im Zeitraum von 1950 – 1959 und 20 Probandinnen, die im Zeitraum von 1970 – 1979 geboren sind.

Die Ergebnisse zeigen ein unterschiedliches Bild: In dem Bereich „Bildung und Ausbildung“ hat sich hinsichtlich der Identität der Frauen nur wenig verändert. In dem Bereich „Beruf und Karriere“ gibt es zwar Veränderungen entsprechend den Entwicklungen in der Gesellschaft, diese sind aber nicht in einer statistisch signifikanten Größenordnung. Auffallend ist die hohe Gemeinsamkeit hinsichtlich der geringen Bedeutung des Karriereaspekts.

In dem Bereich „Partnerschaft und Ehe“ wurde ebenfalls vor allem eine hohe Übereinstimmung gefunden. Hier blieben die erwarteten Unterschiede aus. Im Gegenteil: Stabile Partnerschaften scheinen für die jüngeren Frauen eine zusätzliche Bedeutung gewonnen zu haben, als absolut notwendige Voraussetzung für die Entscheidung zur Familiengründung. So sind ausschließlich im Bereich „Kinder und Familie“ die Unterschiede in der Identität zwischen den beiden Probandinnengruppen sehr deutlich. Kinder sind bei den jüngeren Frauen sehr wünschenswert, aber eine innere Verpflichtung ist eindeutig geringer ausgeprägt als bei der älteren Frauengruppe. Auch die subjektive Bedeutsamkeit hat abgenommen. In diesem Bereich hat sich die Identität also analog zu den Veränderungen in der Gesellschaft geändert.

## **Abstract**

In Germany academically trained women are less likely to marry and have less children. Is this development also a consequence of changes in identity that reflect the changes in society which occurred in the 2<sup>nd</sup> part of the 20<sup>th</sup> century in the Federal Republic of Germany? In order to explore these changes in society regarding the lives of women, particularly in the areas of “education and training”, “occupation and career”, “relationship and marriage” as well as “children and family” an interview protocol was developed. These interviews were designed to further explore the identity of women in these areas.

The conducted study contains interviews with samples of 40 women with academic training. Of these 40 women, 20 women were born in the time between 1950 – 1959 and 20 women were born between 1970 – 1979.

The results show different results in each area: In the area of “education and training” the differences in identity which were found are very small or non-existent. In the area of “occupation and career” some changes which are in correspondence to the changes in society were found but not sufficiently high enough for a statistical significance. Noticeable is the common ground concerning the low importance of becoming a careerist.

In the area of “relationship and marriage” the found common ground was also mostly impressive. The expected differences didn't occur. Quite the opposite: solid relationships seem to have gained an added significance for the younger women. An added significance as an absolute necessary condition for deciding to have children. Therefore only in this area significant changes in the identity of the two groups of women could be found. Children are a desirable option for the younger women but they are not as committed and the subjective meaningfulness is not as high as it is for the older women. In this area changes in identity were found and are in correspondence to the changes in society.

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>Danksagung</b>	<b>V</b>
<b>Zusammenfassung</b>	<b>IV</b>
<b>Abstract</b>	<b>VI</b>
<b>1. Einleitung</b>	<b>1</b>
<b>2. Zunehmende Kinderlosigkeit und abnehmende Partnerfindung: Aktuelle Forschungsansätze und Ergebnisse</b>	<b>4</b>
<b>3. Die Entwicklung der Lebensbedingungen von Frauen zwischen 1950 und 2000</b>	<b>7</b>
3.1. Das Verständnis von Ehe und Familie	<b>8</b>
3.2. Der Zugang von Frauen zur Bildung	<b>11</b>
3.3. Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern	<b>13</b>
3.4. Veränderungen bei der kontrollierten Schwangerschaftsverhütung & Sexualität	<b>15</b>
3.5. Von der „Sitzen-Geblienen“ zur Single-Gesellschaft	<b>17</b>
3.6. Veränderungen im generativen Verhalten	<b>17</b>
3.7. Die Situation der Akademikerinnen	<b>19</b>
3.8. Psychologische Auswirkungen der Veränderungen	<b>22</b>
<b>4. Identität</b>	<b>23</b>
4.1. Das allgemeine Verständnis von Identität.	<b>23</b>
4.2. Identität im Wandel der Zeit	<b>24</b>
4.3. Identität als Zusammenspiel von „I“ und „Me“	<b>25</b>
4.4. Identität als zentrale Aufgabe des Jugendalters	<b>26</b>
4.5. Identität als lebenslanger Entwicklungsprozess	<b>27</b>
4.6. Das Konzept der Teilidentitäten und Identitätszustände	<b>29</b>
4.7. Haußers empirischer Zugang zum Identitätsstatus	<b>33</b>
4.7.1. Identität und subjektive Bedeutsamkeit	<b>34</b>
4.7.2. Identität als übersituative Verarbeitung	<b>35</b>
4.7.3. Identität als motivationale Quelle	<b>37</b>

4.7.4.	Identitätsregulation	38
4.7.5.	Haußers theoretisches Anforderungsprofil für Identitätsforschung	39
<b>5.</b>	<b>Zusammenfassung der theoretischen Einführung</b>	<b>41</b>
<b>6.</b>	<b>Hypothesen und Fragestellung</b>	<b>43</b>
<b>7.</b>	<b>Methodisches Vorgehen</b>	<b>47</b>
7.1.	Die Erhebungsinstrumente	48
7.2.	Auswahlkriterien der Interviewpartnerinnen	49
7.3.	Repräsentativität der Stichprobe	51
7.4.	Durchführung der Interviews	55
7.5..	Die Transkription der Daten	56
7.6.	Die Auswertung	56
7.6.1.	Qualitative Inhaltsanalyse	56
7.6.2.	Interkoderreliabilität	61
7.6.3.	Quantitative Auswertung	62
<b>8.</b>	<b>Ergebnisse</b>	<b>63</b>
8.1.	Überprüfung der Hypothesen 1-4: Ein Vergleich der beiden Frauengruppen im gleichen Lebensalter (zwischen 30 und 40 Jahren)	<b>63</b>
8.1.1.	Hypothese 1: Unterschiede in den Identitätszuständen in allen vier Lebensbereichen	<b>63</b>
8.1.1.1.	Der Lebensbereich Bildung und Ausbildung	<b>64</b>
8.1.1.2.	Der Lebensbereich Beruf und Karriere	<b>66</b>
8.1.1.3.	Der Lebensbereich Partnerschaft und Ehe	<b>68</b>
8.1.1.4.	Der Lebensbereich Kinder und Familie	<b>69</b>
8.1.1.5.	Zusammenfassende Bewertung der Hypothese 1: Unterschiede in den Identitätszuständen analog zu den gesellschaftlichen Ver- änderungen	<b>70</b>
8.1.2.	Hypothese 2:Veränderungen der subjektiven Bedeutsamkeit im Bereich „Beruf und Karriere“	<b>72</b>

8.1.3.	Hypothese 3: Unterschiede in der subjektiven Bedeutsamkeit des Bereichs „Kinder und Familie“	73
8.1.4.	Hypothese 4: Unterschiede im zielgerichteten Handeln	74
8.2.	Beantwortung der Fragestellungen	76
8.2.1.	Fragestellung 1: Die Beschreibung der „Inneren Verpflichtung“ dem Bereich „Beruf und Karriere“ gegenüber	76
8.2.2.	Fragestellung 2: Die Beschreibung des Kinderwunsches und der damit verbundenen Entscheidungen	80
8.2.3.	Fragestellung 3: Veränderungen in den Identitätszuständen und der subjektiven Bedeutsamkeit	83
<b>9.</b>	<b>Diskussion</b>	<b>88</b>
9.1.	Der Bereich „Bildung und Ausbildung“	88
9.2.	Der Bereich „Beruf und die Karriere“	89
9.3.	Der Bereich „Partnerschaft und Ehe“	90
9.4.	Der Bereich „Kinder und Familie“	90
9.5.	Die „Innere Verpflichtung“	92
9.6.	Unterschiede in den Kontrollüberzeugungen	92
9.7.	Veränderungen des Identitätsstatus im Lauf des Lebens	92
<b>10.</b>	<b>Fazit und Ausblick</b>	<b>93</b>
<b>11.</b>	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>95</b>
<b>12.</b>	<b>Verzeichnis der Abbildungen</b>	<b>96</b>
<b>13.</b>	<b>Verzeichnis der Tabellen</b>	<b>97</b>
<b>14.</b>	<b>Anhang</b>	
14.1.	Handout und Interviewleitfaden „FISI für Akademikerinnen“	
14.2.	Kodierregeln für Kodierleitfaden A: Identitätszustand, subjektive Bedeutsamkeit und Kontrollmotivation	
14.3.	Kodierregeln für Kodierleitfaden B: Differenzierte Betrachtung Der inneren Verpflichtung in den Bereichen „Beruf und Karriere“ sowie „Kinder und Familie“	



## 1. Einleitung

Der Impuls zu der vorliegenden Studie entstand aus der praktischen Arbeit in einer gestalttherapeutischen Praxis in Hamburg. Einen großen Teil des Klientels bilden Frauen im Alter von 30 bis 60 Jahren, die akademisch ausgebildet sind.

Die jüngeren Frauen, bis Mitte 40 Jahre alt, sind in der Regel beruflich erfolgreich oder sehr erfolgreich und sozial gut vernetzt. Ein häufiger Auslöser für ihr Aufsuchen einer Gestalttherapeutin ist entweder beruflichen Inhalts, wie zum Beispiel die Übernahme einer Führungstätigkeit oder Konflikte mit Vorgesetzten, oder ein traumatisches Erlebnis, wie zum Beispiel ein Unfall, oder Probleme mit der Partnerschaft. Die Frauen sind gut gebildet und informiert. Es sind Frauen, die im beruflichen Feld aktiv, handlungs- und zielorientiert auftreten und sich deshalb auch in einer schwierigen Lebenssituation zügig Coaching oder Therapie als unterstützende Ressource organisieren. Auffallend viele dieser Frauen leben nicht in einer Partnerschaft und sind kinderlos, obwohl sie in den Dreißigern sind. Berufsausübung und Karriereplanung stehen in ihrem Leben im Vordergrund, sowohl zeitlich als auch emotional. Allen gemeinsam ist, dass sie berichten, sie würden es vorziehen, in einer Partnerschaft zu leben, und auch gerne Kinder bekommen.

Gestalttherapeutisch diagnostiziert wirken die Frauen beruflich klar identifiziert, d.h., das Es und die Persönlichkeit unterstützen das Ich im zielgerichteten Handeln, während in dem Bereich Partnerschaft und Kinder die Frauen unsicherer identifiziert wirken. Das Es beschreibt in der Gestalttheorie den Teil des Selbst, in dem Energien, Regungen und Impulse angesiedelt sind, die mittels des absichtvollen Ichs zielstrebig, unter Ausblenden von anderen Möglichkeiten, umgesetzt werden können. Dies gelingt vor allem dann, wenn durch die Persönlichkeit, als ein weiterer Teil des Selbst, Klarheit darüber herrscht, wer man ist, was man möchte und was man braucht. Dieses Zusammenspiel gelingt bei den Frauen weniger im Bereich der Partnerschaft, hier wird der Wunsch (Es) auf eine Partnerschaft zwar geäußert, berichtet, dass man glaubt, lieber in einer Partnerschaft leben zu wollen als alleine, eventuell sich sogar nach einer Familiengründung sehnt, zielgerichtetes Handeln findet aber nicht statt, d.h. das Ich, der Teil des Selbst, der für das sich identifizieren und entfremden von Impulsen und das Agieren mit der Welt zuständig ist, geht nicht in Aktion (Perls, Hefferline & Goodman, 2006).

In der Arbeit mit den älteren Akademikerinnen zeigt sich häufig eine genau umgekehrte Identifikation, nämlich eine klare bezogen auf Partnerschaft und Ehe und eine unklare bezogen auf den Berufsbereich. Diese Frauen sind in der Regel seit vielen Jahren verheiratet

bzw. geschieden, haben Kinder und der Anlass ihres Kommens liegt vor allem im privaten Bereich. Auch sie sind in der Regel berufstätig, der Beruf steht aber mehr im Hintergrund.

Aus diesen Erfahrungen und Beobachtungen entstanden die ersten Überlegungen. Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Identität der Frauen, der Bedeutung, die dem Beruf, der Partnerschaft und Kindern gegeben wird, und der Partner- und Kinderlosigkeit und hat sich dieser im Laufe der Jahre verändert?

In der Presse spiegelte sich dieses im beruflichen Kontext erlebte Phänomen in zahlreichen Schlagzeilen wider, für die die folgenden exemplarisch stehen. So veröffentlichte der Stern 2005 einen Artikel von Zoepf mit dem Titel „Akademikerinnen und kinderlos“, 2009 erschien im Magazin der Süddeutschen Zeitung ein Bericht von Haas „Einsame Spitze. Unter den elf Millionen Singles in Deutschland sind immer mehr erfolgreiche Akademikerinnen auf der Suche nach ebenbürtigen Partnern“. Im gleichen Jahr zog Gillmann im Handelsblatt folgendes Fazit „Akademikerinnen bleiben oft kinderlos“.

Zahlen des Statistischen Bundesamtes und des Mikrozensus belegen, dass in der Bevölkerung der Anteil der partnerlosen Akademikerinnen sehr hoch ist. Akademikerin wird hier und im Folgenden analog zu den Ausführungen des Statistischen Bundesamts definiert als Frauen mit Universitätsabschluss bzw. Fachhochschulabschluss (Statistisches Bundesamt, 2009). Nach Wirth und Schmidt (2003) gilt, je höher die Qualifikation, desto geringer ist die Heiratswahrscheinlichkeit. Diese Aussage basiert auf den Zahlen der Volkszählung 1970 und des Mikrozensus 1997.

Auch bezogen auf Kinderlosigkeit spiegeln die statistischen Daten die Erfahrungen in der praktischen Arbeit mit Akademikerinnen wider, denn laut Mikrozensus waren 2003 ca. 40% der 35-39jährigen Akademikerinnen kinderlos (Scharein & Unger, 2005). Betrachtet man Frauen ab 40 Jahren, die die Familienplanung abgeschlossen haben, so bleiben knapp 30% der Frauen mit hoher Bildung (Universitätsabschluss, Fachhochschulabschluss sowie Meister-, Techniker- und Fachschulabschluss) versus 11% der Frauen mit niedriger Bildung und 16% mit mittlerer Bildung kinderlos (Mikrozensus, 2008).

Zieht man die Daten des Mikrozensus 1987, 1991, 1995, 1999 hinzu, wird auch deutlich, dass sich der in der Praxis beobachtete Zusammenhang von Geburtsjahrgang mit realisierter Partnerschaft und Kindern auch in der Gesamtgesellschaft beobachten lässt: Sowohl bei den Frauen mit Fachhochschulabschluss als auch mit Universitätsabschluss sind die Zahlen kontinuierlich angestiegen, d.h., in den Jahrgängen 1947-1954 haben noch mehr Frauen Kinder bekommen als in den Jahrgängen 1955-1958 und diese wiederum häufiger als Frauen der Jahrgänge 1967-1970 (Duschek & Wirth, 2005).

Bei den bis Mitte 1950 geborenen Frauen mit Hochschulabschluss nehmen Wirth und Dümmler (2004) eine dauerhafte Kinderlosigkeit von 29% an, bei den 1961 und 1962 geborenen hatten im Alter zwischen 37 und 38 Jahren nahezu die Hälfte der Frauen keine Kinder. Ähnliche Tendenzen gelten auch für Fachhochschulabsolventinnen (Wirth & Dümmler, 2004).

Die persönlich gemachten Erfahrungen, die öffentliche Diskussion und die Übereinstimmung der statistischen Daten konkretisierten die oben beschriebenen Überlegungen zu der Fragestellung, ob die geringe Heiratsneigung und zunehmende Kinderlosigkeit Folgen von Identitätsveränderungen sein könnten, die den gesellschaftlichen Veränderungen folgen, die es in Westdeutschland in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts gab. Kraus (2007) betont, dass das soziale Umfeld eine wesentliche Rolle in der Identitätsentwicklung spielt, sodass fundamentale Veränderungen in der Gesellschaft Konsequenzen für die Identitätsentwicklung des Einzelnen haben.

Die Rolle der Frau in Familie und Beruf hat sich in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erheblich gewandelt, und zwar hin zu einer Höherqualifizierung und zu steigenden Erwerbsquoten (Statistisches Bundesamt, 2006) und deswegen ist die zunehmende Kinderlosigkeit von Akademikerinnen auch gesellschaftlich ein brisantes Thema. Der Anteil der Frauen mit einem hohen Bildungsabschluss stieg im früheren Bundesgebiet von 6% bei den Frauen, die in den 30er Jahren geboren wurden, auf 25% bei den Frauen an, die in den 70er Jahren geboren wurden. In den neuen Bundesländern blieb der Anteil stabil bei 30% (Statistisches Bundesamt, 2012). Ebenso ist in den neuen Bundesländern der Einfluss von Bildung auf das Heiratsverhalten von Frauen deutlich geringer (Wirth & Schmidt, 2003).

Im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit steht deshalb die Untersuchung des möglichen Zusammenhangs von Entwicklungen in der Gesellschaft und der Identität von Akademikerinnen. Begonnen wird dementsprechend mit einer Darstellung der gesellschaftlichen Veränderungen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, die sich auf die Lebensbedingungen von Frauen und Erwartungen an Frauen hinsichtlich Bildung und Beruf sowie Partnerschaft und Kinder beziehen. Diese Darstellung der makrosozialen Veränderungsprozesse dient als Grundlage für die Aussage, dass es in der Gesellschaft derart gravierende Veränderungen gegeben hat, dass eine Auswirkung auf die Identität von Frauen angenommen werden kann. Anschließend wird beschrieben, wie Identität theoretisch definiert wird, was Identität ausmacht und welche Zusammenhänge es zwischen Identität, Identitätsbildung und gesellschaftlichen Lebensbedingungen gibt. Wie Identität in dieser Arbeit definiert wird und wie die Identität von Frauen untersucht werden soll, schließt sich an. Diese beiden Abschnitte bilden die theoretische Grundlage für die dann folgende Bildung der Hypothesen und Fragestellungen.

Anschließend werden das methodische Vorgehen mittels eines Interviews sowie die Stichprobe dargestellt. Wie die so erhobenen Daten sowohl qualitativ als auch quantitativ ausgewertet werden, wird im Anschluss beschrieben. Im Abschnitt „Ergebnisse“ werden diese dann bezogen auf die Überprüfung der Hypothesen und Beantwortung der Fragestellungen ausführlich erläutert, um die Arbeit schließlich mit der Diskussion, einem Fazit und Ausblick zu beenden.

## **2. Zunehmende Kinderlosigkeit und abnehmende Partnerfindung:**

### **Aktuelle Forschungsansätze und Ergebnisse**

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben soll zunächst kurz der Stand der aktuellen Forschung zu den Phänomenen zunehmende Kinderlosigkeit und abnehmende Partnerfindung dargestellt werden.

In der familiendemografischen Forschung werden vor allem Größenordnungen und Trends zur Kinderlosigkeit abgebildet. Es wird untersucht, durch welche strukturellen Bedingungen diese zu erklären sind. Als Merkmale werden zum Beispiel Lebensform, Bildung, paarspezifische Erwerbskonstellationen, Migrationshintergrund, Einkommenssituation sowie West-Ost-Unterschiede genommen.

Ergebnisse dieser Analyse, die sich auf Kinderlosigkeit von Frauen der Geburtsjahrgänge 1964-1968 in Deutschland beziehen, die im Jahr 2008 40-44 Jahre alt waren, zeigen, dass Ehepaare generell die durchschnittlich höchsten Kinderzahlen aufweisen. Frauen, die verheiratet sind, sind am seltensten kinderlos, während Frauen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft schon wesentlich häufiger kinderlos sind. Den größten Anteil der kinderlosen Frauen stellen jene, die ehe- und partnerlos sind.

Auch Wirt und Dümmler (2004) kommen zu dem Schluss, dass die Realisierung eines Kinderwunsches mehrheitlich an eine Eheschließung gekoppelt ist bzw. dass eine Eheschließung mit einer Familiengründung einhergeht. Auch die Daten des Mikrozensus 2008 weisen in die Richtung, wenn auch die Anzahl der Ledigen, die Kinder haben, zugenommen hat. Allerdings wird hier nicht nach Bildungsabschluss differenziert (Statistisches Bundesamt, 2009).

Nimmt man Bildungsabschluss und Erwerbstätigkeit hinzu, so zeigt sich, je höher der Bildungsabschluss, desto niedriger sind die durchschnittlichen Kinderzahlen. Fachhochschul- und Hochschulabschluss gepaart mit Ledigsein und Vollerwerbstätigkeit führt zu der höchsten Anzahl an Kinderlosigkeit (Dorbritz, 2011).

Duschek und Wirth (2005) gehen dagegen davon aus, dass dem Bildungsniveau und der Erwerbsorientierung von Frauen keine eigenständige Bedeutung als Erklärungsfaktor für

Kinderlosigkeit zukommt. Sie behaupten, dass soziokulturelle und infrastrukturelle Rahmenbedingungen sowie die Arbeitsmarktbedingungen die Faktoren bilden, die das Ausmaß der Kinderlosigkeit in einer Gesellschaft mehr bestimmen als der Bildungsabschluss von Frauen.

Ein anderer Ansatz ist die Frage nach dem Verhältnis der gewollten bzw. ungewollten Kinderlosigkeit. Diese Untersuchung basiert auf den Daten der ersten Welle des deutschen Beziehungs- und Familienpanels Pairfam (Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics), in der die Befragten fünf zentrale Lebensziele relativ zueinander gewichten sollen (Passet, 2011). Die fünf Lebensziele sind: *Kind bekommen, in einer Partnerschaft leben, Kontakte zu Freunden zu pflegen, Hobbys und Interessen nachgehen und Ausbildung/berufliche Interessen verfolgen*.

Ein Ergebnis ist, dass der Lebensbereich Ausbildung und Beruf nicht nur für die Kinderlosen ohne Kinderwunsch von zentraler Relevanz ist, sondern in dieser Gruppe die höchste relative Bedeutung hat (Passet, 2011). Diese Studie differenziert zwar nicht nach Bildungsabschluss, aber die Annahme, dass die Frauen, die dem Lebensbereich Ausbildung/berufliche Interessen die relativ höchste Bedeutung geben, wohl eher Frauen mit einem hohen Bildungsabschluss sind, ist naheliegend.

Postponement (dt.: Verschiebung) und Recuperation (dt.: Wiedergutmachung), das Phänomen der aufgeschobenen und zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholten Geburten, ist ein weiterer Ansatz, um die hohe Kinderlosigkeit von Akademikerinnen zu erklären (dt.: Breitsprecher, Calderwood-Schnorr, Terrel & Morris, 1983). So ist die Geburtenrate der über 35-Jährigen bei den Akademikerinnen besonders hoch und nach Bujard (2012) gibt es sogar einen bemerkenswerten Anstieg der Geburten zwischen 2005 und 2009 in dieser Gruppe, so dass der Trend zu mehr Kinderlosigkeit in dieser Gruppe eventuell gestoppt sein könnte.

Ökonomische Gründe gelten als eine weitere Ursache für die Zunahme der Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Es wird argumentiert, dass sich die Frauen mit höherer Bildung aus monetären Gründen gegen Kinder entscheiden, weil die Opportunitätskosten, also die Kosten, die sich durch den Wegfall des Erwerbseinkommens durch die Kinderpause ergeben, steigen und es nicht möglich ist, diese Kosten vollständig zu decken (Brake, Choi & Hauser, 2006).

Untersuchungen zur Partnerlosigkeit von Akademikerinnen sind wesentlich seltener und dienen in der Regel als Ansatz zur Untersuchung der Kinderlosigkeit. Bauer und Jacob (2008) analysieren die Entscheidung für oder gegen die Familiengründung als eine partnerschaftliche Entscheidungssituation. Sie kommen zu dem Schluss, dass homogam hoch gebil-

dete Paare häufiger zur Kinderlosigkeit neigen als homogam niedrig gebildete Paare und dass die Entscheidung bezüglich der Familiengründung immer noch überwiegend Frauensache ist.

Einen anderen Zugang bildet die Frage nach der Rolle der Männer, denn das Fehlen eines geeigneten Partners ist eine häufige Antwort von Frauen auf die Frage nach den Gründen der Kinderlosigkeit (Reich, 2009).

Zu dem Anliegen dieser Untersuchung, inwieweit eine Verschiebung der gesellschaftlichen Bedeutung der Bereiche Bildung, Beruf und Karriere, Partnerschaft und Ehe sowie Kinder und Familie zu einer Veränderung in der Identität geführt hat und ob die Identität Einfluss auf das Verhalten und die Entscheidungen in diesen Bereichen hat, findet sich in der aktuellen Forschung wenig wieder.

Geissler und Oechsle (1996) nähern sich diesem Thema mit Hilfe des Begriffs Lebensplanung und stellen die Frage, in welchem gesellschaftlichen Kontext Lebensplanung für junge Frauen heute steht. Die Studie basiert auf der Annahme eines wechselseitigen Zusammenhangs zwischen Handeln und sozialem Kontext, welcher zu der Frage führt, wie sich strukturelle, kulturelle und biographische Prozesse in der Modernisierung weiblicher Lebensläufe zeigen.

Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass sich ein hoher Schulabschluss und ein hohes Ausbildungsniveau in einer berufsorientierten und in einer individualisierten Lebensplanung wieder finden. Letztere bedeutet, dass die Antizipation des Familienlebens eher vage ist, Vorstellungen von geteilter Elternschaft mit flexibler Arbeitsteilung sowie den Wunsch nach alternativen Formen des Familienlebens beinhaltet. Die Partnerorientierung richtet sich nach der Möglichkeit der Aufrechterhaltung der beruflichen Kontinuität und der individuellen Autonomie, die Kinderentscheidung ist letztlich abhängig vom sozialen Umfeld und vom Partner. Die individuelle Autonomie bezüglich der Partnerorientierung spielt auch in der berufsorientierten Lebensplanung eine große Rolle. Eine Familiengründung erscheint eher als Hindernis und die Frauen entscheiden sich häufiger gegen Kinder (Geissler & Oechsle, 1996).

In Morillos Untersuchung (2005) steht die Lebenszufriedenheit von Akademikerinnen und Akademikern in Abhängigkeit von Elternschaft im Mittelpunkt. Danach steht die berufliche Identifikation in hohem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit der berufstätigen Akademikerin, d.h., berufstätige Akademikerinnen mit hoher beruflicher Identifikation haben auch eine hohe Lebenszufriedenheit. Die familiäre Identifikation hingegen hat nach Morillo (2005) keine Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit der berufstätigen Akademikerin. Allerdings geht die Studie davon aus, dass diejenigen, die eine sehr hohe familiäre Identifikation haben, nicht berufstätig sind.

### **3. Die Entwicklung der Lebensbedingungen von Frauen zwischen 1950 und 2000**

In diesem Abschnitt stehen die Entwicklungen und gesellschaftlichen Veränderungen im Mittelpunkt, die zwischen 1950 und 2000 stattfanden und sowohl das Leben als auch die Lebensbedingungen von Frauen sowie Erwartungen an Frauen direkt betrafen. Durch den Zeitrahmen von 1950 bis 2000 wird für beide Vergleichsgruppen mindestens das gesellschaftliche Umfeld der ersten zwanzig Lebensjahre berücksichtigt, also der Jahre, die für die Identitätsbildung mitentscheidend sind (vgl. Abschnitt 4.2.).

Die folgenden Ausführungen beziehen sich alle auf die ehemalige BRD, da in der ehemaligen DDR in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine grundlegend andere Situation bestand. So war die Haltung gegenüber Frauen bezogen auf Berufstätigkeit und Familie in wesentlichen Punkten in der „BRD“ und der „DDR“ stark voneinander abweichend. Voß (2006, S. 79) bringt dies wie folgt auf den Punkt:

„In beiden deutschen Staaten wurde 1949 mit nahezu identischen Worten die Gleichberechtigung der Geschlechter eingeführt. Trotzdem entwickelten sich nach dem Krieg in Sachen Mutterschaft zwei Modelle, die auf den ersten Blick nicht unterschiedlicher sein konnten: Die Frau im Westen wurde zur Hausfrau und Mutter. Die Frau in der DDR sollte auch Mutter sein, aber gleichzeitig als Arbeiterin am Aufbau des Landes mitwirken.“

1989 gingen ca. 90% aller Frauen im erwerbsfähigen Alter in der „DDR“ einer Erwerbsarbeit nach, von denen wiederum 92% Kinder hatten. In der „BRD“ waren nur 45% der Mütter zum gleichen Zeitpunkt erwerbstätig und von diesen arbeiteten weit mehr als die Hälfte in Teilzeit (Sommerkorn & Liebsch, 2002).

#### **3.1. Das Verständnis von Ehe und Familie**

In den fünfziger und sechziger Jahren dominierte in der Bundesrepublik Deutschland die moderne Kleinfamilie als die verbreitete Form der Familie, auch privatisierte Kernfamilie oder bürgerliche Kleinfamilie genannt. Diese Familienform war das anerkannte und angestrebte Lebensmodell, das alleinige Ideal, und die Mehrheit der Bevölkerung lebte in solch einer selbständigen Hausgemeinschaft als verheiratetes Paar mit unmündigen Kindern (Peu-

ckert, 2008). Zu dieser Zeit bedeutete Familie eine lebenslange, monogame Verbindung, deren Ziel und Sinn das Aufziehen von Kindern war (Beck-Gernsheim, 1994). Der Mann hatte die Rolle des Ernährers, die nicht-erwerbstätige Mutter, die sich um die Erziehungsarbeit und Haushaltsführung kümmerte, bildete das Rollenmodell für die Frau (Nave-Herz, 2002; Peuckert, 2008).

Dies spiegelte sich auch in der damaligen Gesetzgebung wider. Nach dem Grundgesetz waren Männer und Frauen zwar gleichberechtigt (Grundgesetz Artikel 3, Absatz 2), doch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch galt: „dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung“ (BGB § 1354).

Dieses Gesetz war bis 1957 gültig, als der Gesetzgeber die Gleichberechtigung der Geschlechter als Norm anerkannte. Allerdings stand auch hier im Einleitungstext, dass der Mann grundsätzlich der Erhalter und Ernährer der Familie sei, zuständig für die finanzielle Sicherung des Lebensunterhaltes. Die Aufgabe der Frau dagegen war es, das Herz der Familie zu sein, zuständig für Beziehungsarbeit (Beck-Gernsheim, 2006, 2008). Ehefrauen durften arbeiten, soweit dies vereinbar war mit ihren Pflichten in Ehe und Familie. Das Leitbild des Gleichberechtigungsgesetzes blieb die Hausfrauenehe, die Frau wurde definiert über das Familiendasein, zuständig für die Erziehungsaufgaben und die Hausarbeit, der Mann sicherte das Einkommen (Nave-Herz, 2002). Der Vater hatte das letzte Entscheidungsrecht im Bereich der elterlichen Gewalt. Er allein war mit der Vertretung des Kindes betraut (Peuckert, 2008).

Die Familie als Lebensform hatte einen hohen Stellenwert, ledig zu sein war vor allem für Frauen keine anerkannte Alternative zum Familienstatus (Nave-Herz & Sander, 1998). Eine 1959 durchgeführte Befragung von Abiturientinnen unterstreicht diesen hohen Stellenwert von Ehe und Familie auch bei gut ausgebildeten jungen Frauen: 56% der Befragten gaben an, dass sie als verheiratete Frau nicht berufstätig sein wollten, 93% wollten als Mutter von Kindern auf keinen Fall berufstätig sein (vgl. Beck-Gernsheim, 2006).

Dementsprechend werden in der Familienforschung die 1950er und 1960er Jahre häufig als das „Golden Age of Marriage“ bezeichnet, eine Zeit, in der Frauen und Männer früher heirateten und auch früher Eltern wurden als die Generationen vor ihnen (Konietzka & Kreyenfeld, 2007). In diesen beiden Jahrzehnten erlebte Westdeutschland auch einen seitdem unwiederholten Babyboom (Hufnagel, 2008).

Als Funktion der Ehe galt, dass sie die Legitimation gab, Kinder zu bekommen. Die Ehe war die einzige Lebensform, in der man Kinder bekommen sollte und auch legitimerweise nur bekommen durfte. Kinderlosen Ehen begegnete man tendenziell geringschätzig,



folglich wurden nichtehelich geborene Kinder und deren Mütter offen diskriminiert. Erst ab 1970 galten nichtehelich geborene Kinder als verwandt mit dem biologischen Vater mit entsprechenden Rechtsfolgen. Das Kindschaftsrecht von 1998 entkoppelte die Bindung der biologischen Reproduktionsfunktion von der Ehe – zumindest teilweise. Unverheiratete Männer konnten weiterhin nur mit Zustimmung der Mutter sorgeberechtigt sein. Empirische Untersuchungen zeigen, dass seit den achtziger Jahren Nichtehelichkeit von einem Kind immer stärker gesellschaftlich akzeptiert wurde (Nave-Herz, 2006).

Beginnend mit der zweiten Hälfte der 60er Jahre, vor allem in den 70er Jahren, wandelte sich die Wirtschaft von einer Industriegesellschaft immer mehr hin zu einer Dienstleistungsgesellschaft, d.h., zu einer modernen Gesellschaft, geprägt von neuen Technologien und Medien. Als Konsequenz stellte jetzt die Qualifikation der Arbeitnehmer einen ökonomischen Schlüsselfaktor dar, so dass man auf das bisher nur wenig genutzte Potential, die Frauen als Bildungs- und Qualifikationsvariable, nicht länger verzichten konnte und wollte. Man musste die Frauen als Arbeitskräfte gewinnen. Im Zuge dieser Entwicklung lockerte sich das Leitmodell der Hausfrauen- oder Versorgungsehe und löste einen Veränderungsprozess für das Verständnis von der Rolle der Frau in der Familie aus (Nave-Herz, 2002; Hill & Kopp, 2006). Bertram (2000, zitiert nach Hill & Kopp, 2006, S.325f) beschreibt dies wie folgt:

„Der heute zu beobachtende Wandel der industriellen Arbeitswelt führt aber nicht nur zu einer strukturellen Veränderung der Arbeitsverhältnisse in modernen Gesellschaften, sondern beeinflusst auch die damit verbundenen familiären Lebensformen erheblich. [...] Frauen können jedoch nur dann in hinreichende [sic!] Maße in ökonomischen [sic!] Prozess integriert werden, wenn die bislang dominante Trennung von Produktion und Reproduktion aufgegeben wird und damit die Vereinbarkeit von Beruf und Familie gefördert wird.“

Weiterhin gab die in den 60er Jahren aufblühende Frauenbewegung bezüglich des Verhältnisses von Frauen und Familien wichtige Anstöße. Das Leitbild der Frauenbewegung beinhaltete, dass Frauen sich ihre eigenen Lebensziele setzen, unabhängig von Herkunftsfamilie und Ehe ihre eigenen Fähigkeiten entwickeln und sie einsetzen, vor allem auch außerhalb von Ehe und Familie selbst jemand werden und nicht primär ein Anhängsel von anderen sind (Beck-Gernsheim, 1988).

Die Frauenrolle erfuhr einen tief greifenden Wandel. Erwerbstätigkeit für Frauen und auch Mütter wurde immer mehr zur Selbstverständlichkeit. So verdoppelte sich die Erwerbstätigkeit von Müttern seit den 1950er Jahren bis zum Ende der 1980er Jahre: 1950 waren

24,3% der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren erwerbstätig, 1961 bereits 34,7% , seit Mitte der 70er Jahre rund 40% und 1989 schon fast jede zweite (44,6%) (Nave-Herz, 2002, 2007).

Auch das 1. Eherechtsreformgesetz von 1976 gibt das Leitbild der Hausfrauenehe auf und definiert nur noch den äußeren Rahmen der Ehe. Beruf und Familie werden nun nicht mehr nur noch einem Ehepartner zugeschrieben, sondern beide sind zuständig für die Haushaltsführung und beide sind berechtigt, erwerbstätig zu sein. Nach der Scheidung, die ebenfalls vom Gesetzgeber erleichtert wurde, galt nun die wirtschaftliche Eigenständigkeit beider Partner, also auch die Erwerbspflicht für eine zuvor nicht erwerbstätige Frau. Nach dem neuen Eherecht galten die Erwerbsinteressen beider Ehepartner als gleichberechtigt, die Haushaltsführung gehörte nicht mehr automatisch zu den Pflichten der Frau (§ 1356 BGB). Das Scheidungsverfahren wurde vereinfacht, das Schuldprinzip aufgehoben, es galt nun das Zerüttungsprinzip, und die Unterhalts- und Versorgungsregelungen kamen vielfach den Frauen entgegen. Folglich stieg die Zahl der Ehescheidungen von 1970 bis 1980 zunächst um 35%, bis zum Jahr 2000 dann um mehr als das Doppelte (Peuckert, 2008).

Die Ehe entwickelte sich nun immer mehr zur emotionalen Versorgungsinstanz. Zwei selbständige Personen, die ihren Lebensunterhalt alleine erwerben können, schließen sich zusammen, da sie sich eine Erfüllung innerer Bedürfnisse, Sehnsüchte und Wünsche erhoffen. Das Motiv für eine Heirat wird primär, dass man zusammenpasst, der Anspruch an eine Ehe, dass sie den eigenen Erwartungen, Ansprüchen, Wünschen und Bedürfnissen entspricht. Im Mittelpunkt steht das eigene Glück und Wohlbefinden und nicht die Absicherung, vor allem auch die materielle Absicherung, der Familienmitglieder. Die Ehe wird weniger aus objektiven Gründen geschlossen, wie der Notwendigkeit versorgt zu werden, sondern aus subjektiven, emotionalen. Die Liebe spielt die zentrale Rolle. Dieses hohe Anspruchsniveau impliziert Enttäuschungen und Verschleiß. Scheidung ist dann eine mögliche Konsequenz und die steigenden Scheidungszahlen seit den 50er Jahren sicherlich auf diese Entwicklung mit zurückzuführen (Beck-Gernsheim, 2008).

Zusammengefasst hat sich die Ehe- und Familienlandschaft von den 50er Jahren hin zum Ende des Jahrhunderts wesentlich verändert. Von der immer noch existierenden Versorgungsehe, der partnerschaftlichen Ehe, der „wilden“ Ehe über Ehe ohne Trauschein, Zunahme der Einpersonenhaushalte, Alleinerziehende, Patchworkfamilien gab es zahlreiche und facettenreiche Formen des Zusammenlebens, die in den 90ern alle gesellschaftlich anerkannt waren. Das Familienmodell mit der eindeutigen internen und externen Aufgabentrennung zwischen den Ehepartnern, in dem der Ehemann und Vater für die ökonomische Sicherheit zu sorgen hatte, die Ehefrau und Mutter für den Haushalt und die Pflege der Kinder, war nur

noch für eine Minorität zutreffend (Nave-Herz, 2007). Die Vielfältigkeit in den Formen des Zusammenlebens drückt sich auch in der Zahl der Eheschließungen aus, die seit 1960 kontinuierlich sinkt (Peuckert, 2008).

Die Rolle der Frau war für die in den 50er Jahren geborenen Frauen während der Kindheit und Pubertät also noch primär über Familie, Mutterschaft und Haushalt definiert. Erste Risse und Erweiterungen fanden, wie oben beschrieben, schon statt. Diese Abwendung von der Norm hatte jedoch noch eher experimentellen Charakter. So waren Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurden, die ersten Frauen überhaupt, die Kinder und Karriere zu vereinbaren suchten (Oertel, 2007). In den 70er Jahren geborene Frauen wuchsen hingegen schon mit erweiterten Ehe- und Familienmodellen auf. Die Rolle der Frau hatte sich bereits deutlich differenziert in ein Bündel von Möglichkeiten, vor allem Berufstätigkeit war längst eine Selbstverständlichkeit geworden. Der Wandel von dem „Dasein für Andere“ zu einem „Stück eigenes Leben“ hatte stattgefunden (Beck-Gernsheim, 2008).

### **3.2. Der Zugang von Frauen zur Bildung**

Die Bildungsexpansion in den 60er Jahren unterstützte die Umsetzung der veränderten Erwartungen an Frauen. Um den bereits erwähnten wirtschaftlichen Bedingungen gerecht zu werden, sich international im wirtschaftlichen Wettbewerb behaupten zu können und den Bildungsanforderungen der Zukunft gewachsen zu sein, brauchte man in der Bundesrepublik Deutschland einen Ausbau der weiterführenden Schulen und Hochschulen. Es galt, Begabungsreserven in der Bevölkerung zu erschließen. Eine Gruppe, die erhebliche Defizite an der Beteiligung von Bildung zeigte, waren Mädchen (Kunze, 2005). Sie wurden eine der bevorzugten Zielgruppen der neuen Bildungsmaßnahmen (Beck-Gernsheim, 2006).

Im Zuge der Bildungsexpansion vervielfachte sich die Schüler- und Studentenzahl von 120.000 im Jahr 1960 auf 420.000 im Jahr 1970 (Korte, 1987). Der Anteil der Schülerinnen an Gymnasien stieg von knapp 40% im Jahr 1960/61 auf 54,4% im Jahr 2000/01 (Gender Datenreport, 2005). Noch deutlicher war der Zuwachs des Anteils der Frauen an den Hochschulstudenten. Ende der 50er Jahre betrug dieser ca. 20% (Maul, 2002), 1981 schon 37,6%, und im Wintersemester 95/96 nahmen erstmals mehr Frauen als Männer ein Studium an den Universitäten auf (Geisler & Oechsle, 2000).

Durch die verbesserte Bildung der Frauen veränderte sich auch ihr Handlungsspielraum, ihre Möglichkeiten erweiterten sich. Frauen konnten jetzt außerhalb von Ehe und Familie tätig werden, sich einen Beruf und eine Berufung jenseits des Radius der Familie suchen. Die Bildungsinhalte an Gymnasien und Hochschulen erforderten außerdem nicht mehr nur ein

Nachvollziehen und Sich-Anpassen, sondern auch ein aktives Mit- und Weiterdenken. Beck-Gernsheim (2006, S. 89) beschreibt dies wie folgt:

„Waren Mädchen früher abgestellt in ein Sonderreservat ‚weiblicher‘“ Ausbildungsgänge, wo vor allem Gefälligkeit, Gehorsam und Unterordnung gefragt waren, so erfahren sie jetzt ganz andere Erwartungen. Mit der Einbeziehung in die höheren Bildungsgänge werden sie auch eingebunden in den Wettbewerb um Noten und Zertifikate, in Leistungsdruck und frühe Konkurrenzsituation. Nun wird die Schule ein Ort, wo man lernen muss sich durchzusetzen, zu behaupten, nach vorn zu schieben, gegebenenfalls unter Einsatz verschiedener Tricks und Manöver. Mit anderen Worten: Die Schule wird zum Einübungsort [sic!] für die Anforderungen und Zwänge des ‚eigenen Lebens‘.“

Bildung führt zu der Möglichkeit der Selbstreflexion, erweitert das Verständnis über verschiedene Lebensentwürfe und Möglichkeiten sein eigenes Leben zu gestalten, ermöglicht den Zugang zum Studium und zu qualifizierter Berufsausbildung und somit zu qualifizierter Erwerbstätigkeit als Ergänzung oder Gegenpol zur Haushaltsführung und Kindererziehung. Bildung ist auch eine Quelle zur Erlangung von Macht, denn Bildung wurde im Laufe der letzten 50 Jahre immer wichtiger als Voraussetzung für das Erreichen eines höheren beruflichen Status und als wichtigste Determinante der Einkommenshöhe, besonders bei Frauen (Kunze, 2005).

Die Erweiterung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen bedeutete, dass für Frauen etwas anderes und Neues entstand, es sich nicht einfach nur um ein „mehr“ an Bildung handelte, sondern um neue Rollen, neue Möglichkeiten sein Leben zu gestalten. In diesem Sinne kann man von einer Revolution sprechen, die hier für Frauen stattfand (Beck-Gernsheim, 2006, 2008).

### **3.3. Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern**

In den 50er Jahren galt entsprechend dem schon beschriebenen Leitbild der Hausfrauenehe, dass die Zeit der Berufsausbildung und Berufsausübung einer Frau dann optimal genutzt wurde, wenn sie in einem typischen Frauenberuf als Vorbereitung auf die Ehe und Familienarbeit diente (Maul, 2002). Berufstätig sein sollten verheiratete Frauen nur, wenn der Mann nicht genug Geld zum Unterhalt der Familie verdiente. Wenn eine Frau erwerbstätig war, dann sollte sie keine Kinder bekommen, da sie – so die Annahme – auf Grund ihrer Ab-

wesenheit den Bedürfnissen von Kindern nicht gerecht werden könne (Abbele, Hoff & Hohner, 2003).

In den 60er bis Anfang der 70er Jahre änderte sich an diesen Einstellungen nur wenig. So stand 1968 in §1360 BGB, dass die Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern unterschiedlich zu bewerten wäre. Danach erfüllte die Ehefrau ihre Unterhaltspflicht durch die Haushaltsführung und war berechtigt erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie zu vereinbaren war. Im Konfliktfall – so war festgelegt – musste sie auf die Berufstätigkeit verzichten. Sollte das Einkommen des Ehemannes jedoch nicht ausreichen, war sie dagegen zu einer Erwerbstätigkeit verpflichtet (Nave-Herz, 1972). Damit wurde die Erwerbstätigkeit der Frau unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt und sogar erwartet, die Entscheidung für eine Berufstätigkeit lag aber nicht bei der Frau alleine.

Dementsprechend erstaunt es nicht, dass mehrere empirische Befunde aus den 50er und beginnenden 60er Jahren belegen, dass erwerbstätige Mütter, die aus Motiven wie Selbstverwirklichung und/oder Selbstbestätigung berufstätig waren, öffentlich diskriminiert wurden bzw. als egoistisch und familienfremd galten.

Höherqualifizierte Frauen erfuhren etwas mehr Toleranz, da man ihnen eine positive Verbindung zu ihrer Tätigkeit zuschrieb, und sie in der Regel in der Lage waren, durch personelle Unterstützung familienähnliche Verhältnisse für die Kinder herzustellen. So gab es neben dem Leitbild der familienbezogenen Hausfrau und Mutter in den 50er Jahren zwar schon erste Ansätze einer Doppelorientierung, allerdings nur bei einer gesamtgesellschaftlich eher unbedeutend kleinen privilegierten Gruppe von Frauen (Sommerkorn & Liebsch, 2002).

Die Frauenbewegung der 60er und 70er Jahren initiierte eine massive Hinterfragung und Kritik an der Festlegung der Frau auf Mann und Kind, Haus und Heim sowie die Forderung, dass Frauen selbständige Lebensperspektiven entwickeln müssten. Die Ehe sollte nicht länger oberstes Lebensziel der Frau sein, sondern die eigene Arbeit sollte den gleichen Stellenwert bekommen wie beim Mann. Zentrale Forderungen waren dementsprechend flexible Arbeitsteilung und mehr Partnerschaft zwischen Mann und Frau sowie die Kombination von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit als Leitbild von Emanzipation und Gleichberechtigung (Beck-Gernsheim, 2006).

Wenn auch noch am Ende der 60er Jahre das tradierte, familienorientierte Frauenbild dominierte, so stieg aber schon die Zahl der erwerbstätigen Frauen und Mütter und die Einstellung zu ihrer Erwerbstätigkeit lockerte sich. Vorreiter waren besser ausgebildeten Frauen und solche mit höherem Sozialstatus.

So arbeiteten 1950 erst etwas mehr als 25% der verheirateten Frauen, 1989 waren es schon 54%. Waren 1950 nur 25% der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren erwerbstätig, so stieg dieser Anteil auf 44,6% im Jahr 1989 an und 1998 arbeiteten 59,8% der Mütter. Die Müttererwerbsquote ist und war erheblich von der Anzahl der Kinder abhängig. Im Zeitraum von 1950 bis 1982 verdoppelte sich die Anzahl der erwerbstätigen, verheirateten Mütter mit einem Kind, bei Müttern mit zwei Kindern stieg die Anzahl um 50%, ab drei Kindern veränderte sich nur noch wenig. Ebenso ist die Entwicklung bei Müttern mit Kleinkindern. Auch in dieser Gruppe hat die Erwerbsquote nur in geringem Umfang zugenommen (Sommerkorn & Liebsch, 2002).

Ende der 70er Jahre stand erstmals im Dritten Familienbericht, dass die Bundesregierung der Auffassung sei, dass das Recht auf Berufstätigkeit, die Teilnahme am öffentlichen Leben und die Erfüllung von Aufgaben in Haushalt und Familie Frauen und Männern gleichermaßen zustehe (Beck-Gernsheim, 1988).

Im Verlauf der 80er Jahre entwickelte sich die Doppelorientierung zu einem integralen Bestandteil des Selbstkonzepts der Frau, besonders – aber längst nicht mehr ausschließlich – bei Hochqualifizierten. Erwerbstätige Frauen und Mütter wurden angesehen als eine weithin akzeptierte kulturelle Selbstverständlichkeit, nicht erwerbstätig zu sein dagegen begrenzte sich immer mehr auf die Phase der Erziehung kleiner Kinder (Wilms, 2006).

Aus der Doppelorientierung entstand der Konflikt, dass die Frauen zum einen zuständig für die Familie blieben, vor allem nach der Geburt von Kindern (Stöbel-Richter & Brähler, 2005). Zum anderen kam Erwerbstätigkeit als etwas Selbstverständliches hinzu. Erschwert wurde dieser Spagat dadurch, dass weder Arbeitswelt noch Familie Rücksicht auf den jeweils anderen Bereich nahmen. In der Arbeitswelt wurde vor allem für höher qualifizierte Stellen erwartet, dass der Arbeitnehmer die Interessen der Familie denen der Arbeit unterordnet, und Familie der Ort ist, wo man sich von der Arbeit erholte. Dieses – immer noch gültige – Konzept war für Frauen nicht umsetzbar, da auch gegen Ende des 20. Jahrhunderts die Frau als die Zuständige für die Familie galt (von Rosenstiel, 2001).

Also führten die verschiedenen Entwicklungen nicht, wie von der Frauenbewegung gefordert, zu gleichberechtigtem Stellenwert von Erwerbstätigkeit bei Frauen und Männern, sondern zum Modell der Doppelorientierung mit einer teilzeitbeschäftigten Frau, die ansonsten Mutter war.

Dass gegen Ende des 20. Jahrhunderts auch gesellschaftlich die gleichberechtigte Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern nur bedingt erwünscht war, spiegelte sich in strukturellen Bedingungen wider, wie der begrenzten Anzahl von Krippen- und Kindergartenplätzen

sowie Halbtagsschulen. Diese Bedingungen machten eine Vollzeitberufstätigkeit von Müttern oder beiden Elternteilen nahezu unmöglich. Ein weiterer Beleg ist die Steuergesetzgebung, die die Nicht- bzw. Teilerwerbstätigkeit von Ehefrauen begünstigte (Sommerkorn & Liebsch, 2002).

Trotz dieser Einschränkungen hat hier eine radikale Veränderung stattgefunden. Durch die selbstverständliche Teilnahme an Bildung und erwerbstätiger Arbeit wurden Frauen ökonomisch unabhängig von ihrer Herkunftsfamilie und von ihrem Ehemann. Sie konnten neue Perspektiven für Erwerbstätigkeit entwickeln und erwerbstätige Arbeit als Möglichkeit der Selbstverwirklichung erleben, um eigene Interessen, Fähigkeiten und Ansprüche zu entwickeln. Durch die Umsetzung wurde ein eigenes Leben – eine eigene selbständige Identität – jenseits von Familie und Kindern möglich.

Berufstätigkeit bedeutet auch Zugang zu eigenem Geld – Arbeit in der Familie nicht. In unserer Gesellschaft repräsentiert selbstverdientes Geld auch den Beweis für geleistete Arbeit, für die Wertigkeit und Wichtigkeit dessen, was man geleistet hat. Und Geld bedeutet auch immer Macht. Wer Geld hat, kann mitbestimmen, hat Durchsetzungsvermögen, kann mitentscheiden. Erwerbstätige Arbeit bedeutet deswegen auch immer aktive Teilhabe und Einfluss am gesellschaftlichen, öffentlichen Leben (Beck-Gernsheim 2006; Kunze, 2005). So hatte sich in den 90er Jahren eine deutlich veränderte Situation der Lebensbedingungen von Frauen in den 50er bis 70er Jahren ergeben.

#### **3.4. Veränderungen bei der kontrollierten Schwangerschaftsverhütung & Sexualität**

In den 50er und bis Ende der 60er Jahre war Sexualität eng an die Ehe gekoppelt, vor-eheliche Sexualität tabuisiert. Jungfräulichkeit galt in weiten Teilen der Bevölkerung als Wert, teilweise sogar als Bedingung für eine Eheschließung (Beck-Gernsheim, 2008).

Mit der so genannten „Pille“, die ab 1961 in der BRD erhältlich war und Ende der 60er Jahre immer mehr Verbreitung fand, hatten Frauen das erste Mal in der Menschheitsgeschichte eine Kontrolle über eine mögliche Schwangerschaft – außer Enthaltsamkeit – über die sie alleine entscheiden konnten. Zwar gab es auch schon vorher Antikonzeptiva, doch waren diese bei weitem nicht so zuverlässig, effektiv und einfach in der Anwendung.

Frauen konnten sich jetzt für oder gegen ein Kind entscheiden, konnten wählen, ob sie erst noch weiter studieren, erwerbstätig sein, sich qualifizieren wollten oder sich schon reif für ein Kind fühlten. Sie konnten entscheiden, wann sie ein Kind und wie viele Kinder sie wollten. Und sie konnten sich das erste Mal für eine Beziehung, aber gegen Kinder entscheiden.

Außerdem veränderte „die Pille“ insgesamt das Verhältnis zur Sexualität, die man jetzt in sein Leben integrieren konnte, ohne eine unbeabsichtigte Schwangerschaft befürchten zu müssen. Zu Beginn der 80er Jahre war die Situation schon fast umgekehrt zu der in den 50er Jahren. Jetzt war es eine Minderheit, die „Warten bis zur Ehe“ für wichtig hielt, und Sexualität mit dem Freund praktizierte die Mehrheit der 15-19-jährigen Mädchen (Beck-Gernsheim, 2008). In den 50er Jahren musste man sich viele Gedanken machen, wie Schwangerschaftsverhütung zu organisieren war, ab den 80er Jahren musste man sich entscheiden, wann man die Verhütung absetzen wollte (Beck-Gernsheim, 1988). So betrug 1961 das Durchschnittsalter der Frauen in West-Deutschland bei der Geburt des ersten Kindes knapp 25 Jahre, im Jahr 2000 gut 29 Jahre. Das Ende des Babybooms der Nachkriegszeit steht im engen Zusammenhang mit der Verbreitung der Antibaby-Pille. So wird der Rückgang der Geburtenzahlen in den 70er Jahren häufig als „Pillenknick“ bezeichnet (Voß, 2006).

Durch den wissenschaftlich-medizinischen Fortschritt wurde die sexuelle Selbstbestimmung der Frau ermöglicht. Das Geschlechterverhältnis veränderte sich hin zur sexuellen Gleichberechtigung (Kahlert, 2007). Diese Entwicklung traf mit der oben beschriebenen Bildungsexpansion und der veränderten Haltung zur Frauenerwerbstätigkeit zusammen. Zum gleichen Zeitpunkt, an dem Frauen Kontrolle über ihren Kinderwunsch erhielten, hatten sie also auch ein größeres Angebot an Alternativen zum Muttersein.

Wie Taub (1982, zitiert nach Beck-Gernsheim, 2006, S. 114) es sehr treffend formulierte, sind Frauen ohne effektive Möglichkeiten der Geburtenkontrolle:

„außerstande, zu den politischen und sozialen Vorgängen, die jeden Aspekt ihres Lebens bestimmen, Zugang zu finden und daran teilzunehmen. Das Ausmaß an Kontrolle, das Frauen über die reproduktive Seite ihres Lebens haben, beeinflusst ganz direkt ihre Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten, ihr Einkommen, ihr körperliches und seelisches Wohlbefinden und auch die ökonomischen und sozialen Bedingungen, unter denen die Kinder, die sie bekommen, aufwachsen.“

### **3.5. Von der „Sitzen - Gebliebenen“ zur Single-Gesellschaft**

Seit Mitte der sechziger Jahre stieg die Zahl der Alleinlebenden drastisch an. Alleinleben galt bis dato als eine manchmal notwendige Form des Übergangs bis zur Eheschließung oder als eine Lebensform älterer, verwitweter oder geschiedener Menschen. In den 70er Jahren tauchte der „Single“ als Trendsetter auf, wurde zum Teil propagiert als eine neue Lebensform, als ein besonders selbstbewusster und erfolgreicher Typus (Peuckert, 2007).



Während also die meisten Mädchen und jungen Frauen in den 50er und 60er Jahren die Ehe und Familie als das anstrebenswerte Lebensziel sahen, wurde in den 80er Jahren sogar das mögliche Ende der bürgerlichen Kleinfamilie diskutiert, denn die substantiellen Veränderungen in den Lebensentwürfen von Frauen und Männern der 70er und 80er Jahre führten zur Heiratsmüdigkeit und zum Anstieg des Heiratsalters. Die Zahl der Ein-Personenhaushalte nahm immer mehr zu (Hill & Kopp, 2006).

Die in Abschnitt 3.2. beschriebenen Entwicklungen im Bildungsbereich und auf dem Arbeitsmarkt hatten zur Individualisierung des Lebenslaufs geführt – nicht nur, aber vor allem für Frauen. Die Familie war nicht mehr die Institution, die alle Lebenslagen und Lebenspläne für den Einzelnen verbindlich bündelte, sondern das Individuum verfügte nun über eine Auswahl von Handlungsoptionen, konnte seine Lebensplanung individuell gestalten. Dies galt nun auch für Frauen, vor allem für Frauen mit qualifizierter, akademischer Bildung.

Bis in die 70er Jahre ermöglichte Frauen in der Regel erst die Eheschließung die Lösung von der Herkunftsfamilie, und die wirtschaftliche Abhängigkeit ging von der Herkunftsfamilie auf den Ehemann über (Beck & Beck-Gernsheim, 1994).

Zwischen 1950 und 1980 änderten sich die Lebensmöglichkeiten für Frauen drastisch: Erstmals waren Frauen nicht länger wegen der ökonomischen Existenzsicherung auf eine Eheschließung angewiesen, sie konnten nun entscheiden, ob sie allein bleiben oder heiraten, in der Herkunftsfamilie verweilen oder alleine leben wollten. Auch der Sozialstatus einer allein lebenden Frau hatte sich verändert. Unverheiratete Frauen – und nur Frauen – hießen noch in den sechziger Jahren die „Sitzen-Geblienen“, seit den 80ern gilt der Begriff „Singles“ für unverheiratete Frauen und Männer (Nave-Herz & Sander, 1998).

### **3.6. Veränderungen im generativen Verhalten**

Wie bereits dargestellt, dominierte am Ende der 70er Jahre nicht mehr das Leitmodell, dass Frauen ihre Erfüllung in der Ehe und der Kindererziehung finden. Dementsprechend entwickelte sich auch die Zahl der Eheschließungen und der Kinder. Vor allem die Zahl der Paare, die in einer Nichtehelichen Lebensgemeinschaft – definiert als eine Partnerschaft mit gemeinsamem Haushalt ohne formale Eheschließung – zusammenleben, stieg sprunghaft an. Die Zahl der Eheschließungen hat stetig abgenommen, das durchschnittliche Heiratsalter von Frauen und Männern ist kontinuierlich gestiegen. 1970 lag das durchschnittliche Heiratsalter bei 23 bzw. 25,6 Jahren, 1994 bei 27,1 bzw. 29,4 Jahren (Bundesministerium für Familie und Senioren, 1994). Auch die Geburtenzahlen nahmen kontinuierlich ab. Die Geburtenziffer (Kinder pro Frau) lag 1965 bei 2,51 Kindern, im Jahr 2000 bei 1,41 Kindern (Gender Daten-

report, 2005). Der Rückgang der Geburtenzahlen ist primär zurückzuführen auf die Abnahme der Mehrkindfamilien sowie den Anstieg der Kinderlosigkeit seit den 70er Jahren (Konitzka & Kreyenfeld, 2007).

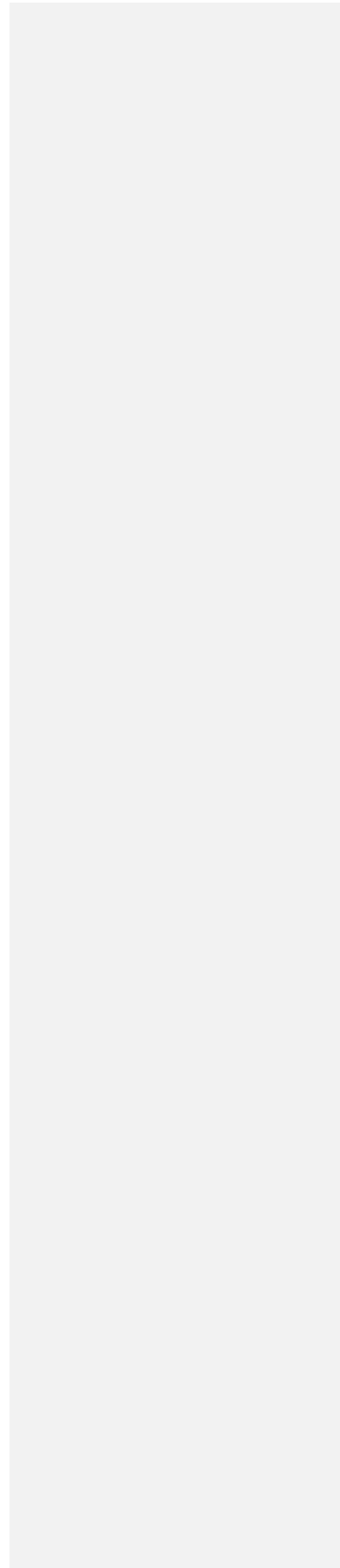
Es gibt zahlreiche Untersuchungen über die Gründe der zunehmenden Kinderlosigkeit. Eindeutig hat dieser Rückgang nicht in einer abnehmenden Bedeutung von Kindern seine Ursache, sondern für die meisten Menschen werden Kinder in einem starken Maße als emotions- und sinnstiftend für das eigene Empfinden gesehen (Scholz, 2005; Nave-Herz, 2007). Eine alternative Erklärung ist, dass Frauen zunehmend das traditionelle weibliche Rollenbild ablehnen und sich bei der Wahl Familie und/oder Beruf, vermehrt gegen Kinder und Familie entscheiden (Konitzka & Kreyenfeld, 2007).

Kinderlosigkeit weist auch eine Korrelation zum Bildungs- bzw. Berufsabschluss der Frauen auf. Der Beruf bzw. die Zufriedenheit im Berufsleben gilt bei gut ausgebildeten Frauen als sinnstiftend und führt so zu grundsätzlichen Neuorientierungen im beruflichen und familialen Selbstverständnis (Scholz, 2005). Ausbildung und Beruf wurden zu einer attraktiven Handlungsalternative. Vor allem, aber nicht nur für Akademikerinnen, wird so die Entscheidung für eine Familie häufig schwierig. Wenn Akademikerinnen eine Familie gründen, dann in der Regel erst nach dem 30. Lebensjahr, nachdem Ausbildung und die ersten Berufsjahre abgeschlossen sind (Allensbach, 2004).

Aber nicht nur Akademikerinnen bekommen ihre Kinder immer später im Verlauf ihres Lebens. Die zunehmende Kinderlosigkeit hängt auch damit zusammen, dass Frauen generell die Mutterschaft auf Grund verlängerter Ausbildung und Wunsch nach Erwerbstätigkeit immer später in ihrem Leben realisieren. Der Zeitrahmen zur Realisierung einer Mutterschaft ist aber biologisch begrenzt, so dass letztendlich weniger Kinder als gewünscht geboren werden oder sogar ganz auf eine Mutterschaft verzichtet werden muss (Schröder, 2007).

Betrug Anfang 1970 das Durchschnittsalter bei Frauen bei der Geburt des ersten Kindes 24 Jahre, so lag es 1991 bei 27 Jahre (Statistisches Bundesamt, 2007).

Durch die gestiegene Lebenserwartung und die geringere Geburten- und Kinderzahl pro Familie ist die Familienphase, also das Zusammenleben von Eltern mit ihren unmündigen Kindern, im Lebenslauf des Einzelnen im Verhältnis zu früher geschrumpft. In den 50er Jahren umfasste die Familienphase ein Drittel des Lebens, gegen Ende der 90er nur noch ein Viertel. Die Familienphase ist seitdem zu einer transitorischen Lebensphase geworden (Nave-Herz, 2002). Die deutlich erhöhte Lebenserwartung in Verbindung mit der reduzierten Anzahl von Kindern hat also zur Folge, dass die Mutterrolle als Lebensrolle nicht mehr taugt (Hill & Koop, 2006).



### 3.7. Die Situation der Akademikerinnen

Wie gezeigt wurde, bedeutete in den 50er und 60er Jahren die Entscheidung für eine akademische Laufbahn, dass die Frau individuell eine Orientierung für sich finden musste. Gesellschaftlich gab es für solch einen Weg keine Unterstützung im Rollenbild der Frau. Rechtlich gesehen war die Frau zwar gleichgestellt, hatte aber eindeutig weniger gute Aussichten im Beruf. Die Rollenanforderungen an Frauen standen zum Teil im krassen Gegensatz zu den Rollenanforderungen an Studenten und Wissenschaftler. Erbar (1960, zitiert nach Maul, 2002, S. 119) beschreibt dies wie folgt:

„Es ist im Grunde eine sehr schwere Entscheidung, die wir treffen, wenn wir uns zu einem Studium entschließen. Es ist ein Appell an uns, zwei Welten gerecht zu werden, [...], und diese Doppelanforderung harmonisch zu lösen: Familie – Beruf. [...] Wo liegt die Aufgabe der Frau? Wohin gehört die Frau? Wie gleicht sie die Kräfte dieser beiden Pole aus? [...] Jede Frau muß [sic!] sich allein entscheiden, sie muß [sic!] allein den Bogen spannen, um den an sie gerichteten Appell zu erfüllen.“

In internen Berichten des Deutschen Akademikerinnenbundes findet sich in den 50er Jahren noch die Einschätzung, dass „die besondere weibliche Eigenart der Studentin, ... sich als eher hinderlich für eine aktive Teilhabe in der Hochschule erwies und als defizitär zu beschreiben war“ (Maul, 2002, S. 122). „Als die männliche Studierendenschaft ‚zivilisierendes‘ Element konnten sich Studentinnen wie selbstverständlich auf dem eroberten Terrain bewegen“ (Maul, 2002, S. 191). Die Besonderheit der Frau war auch ein Diskussionspunkt im Berufsleben von Akademikerinnen. Die der Ausbildung folgende Berufstätigkeit mit der sicheren Perspektive auf einen akademischen Beruf, bei Männern eine Selbstverständlichkeit, galt für die studierenden Frauen nicht, sondern wurde eher als Ausnahme gesehen. Die Akademikerinnen selber versuchten die prinzipielle Vereinbarkeit von Beruf und Familie voranzutreiben. Die Alleinzuständigkeit für den häuslichen Bereich wurde auch von den Frauen nicht angezweifelt. Argumente für Berufstätigkeit von Akademikerinnen trotz Mutterschaft waren eine intensive Berufsbindung, lange Ausbildungszeit, die finanzielle Möglichkeit Hauspersonal zu nutzen sowie der weibliche Kulturauftrag. So wurden in den 50er und 60er Jahren Studentinnen und Akademikerinnen als weit entfernt von der Normalität gesehen. Eine Ausnahme bildeten am ehesten Lehrerinnen, die auch den größten Anteil an den weiblichen Erwerbstätigen mit Hochschulabschluss bildeten. Generell suchten Akademikerinnen in dieser Zeit individuelle Lösungen. Wenn sie von der Gesellschaft etwas forderten, dann das Recht auf

private Lösungen und Lebensentwürfe, aus denen sich die Gesellschaft heraushalten sollte (Maul, 2002).

Fünfundzwanzig Jahre später, um die Jahrtausendwende, wird bei Akademikerinnen wieder von Individualität gesprochen, allerdings nun in dem Zusammenhang, dass ein hoher Bildungsabschluss und eine gehobene Berufsposition eine günstige Voraussetzung für das Vorhandensein individualistischer Werte sei, die sich jetzt negativ auf die Bereitschaft zur Eheschließung und auf Kinder als Lebenssinn auswirken. Je höher qualifiziert eine Frau ist, desto geringer ist die Heiratswahrscheinlichkeit und desto eher entscheidet sie sich gegen eine Mutterschaft. So weisen hoch qualifizierte Frauen die höchsten Kinderlosigkeitsquoten auf. Laut Statistischem Bundesamt nimmt die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen stetig zu:

„Während bei den Frauen im früheren Bundesgebiet, die zwischen 1947 und 1954 geboren wurden und einen Universitätsabschluss besitzen, für rund 30% eine dauerhafte Kinderlosigkeit anzunehmen ist, liegt dieser Anteil bei den entsprechenden 1955 bis 1958 Geborenen bei 33% und bei den 1959 bis 1962 Geborenen bereits bei 36%. Bei den 1963 bis 1966 sowie den 1967 bis 1970 Geborenen deutet sich ein weiterer Anstieg an, da hier im Alter zwischen 33 und 36 Jahren bereits bei mehr als die Hälfte der Frauen (52% beziehungsweise 55%) keine minderjährigen Kinder im Haushalt lebten“ (Statistisches Bundesamt, 2006, S. 5).

Allerdings gibt es sehr unterschiedliche Aussagen über die Anzahl der kinderlos bleibenden Akademikerinnen. Dies hängt teils mit unterschiedlichen Untersuchungsmethoden zusammen, teils mit der unterschiedlichen Definition von „Akademikerin“. Bei den Akademikerinnen mit Universitätsabschluss zeigt sich, dass bei ihnen auf jeden Fall das Phänomen des späten Gebärens gilt, bei den Fachhochschulabsolventinnen verhält es sich so, dass eine Gruppe sehr früh gebärt, um sich dann in späteren Phasen des Lebens noch beruflich weiter zu qualifizieren, bei der anderen Gruppe verhält es sich genau umgekehrt. Akademikerinnen mit Universitätsabschluss ist die Gruppe mit dem höchsten Anteil der Kinderlosen (Scharein & Unger, 2005).

Geblichen ist, dass den Frauen der Lebensbereich Kinder und Familie, vor allem Mutterschaft, durchgehend als sinnstiftend nahe gelegt wurde und wird. Seit den späten 80er Jahren ist der Lebensbereich Beruf – vor allem für hoch qualifizierte Frauen – als ebenso sinnstiftend hinzugekommen.

Seit Ende des 20. Jahrhunderts gelten die Werte „Mutterschaft“, und zwar mit dem Anspruch „ganz für das Kind da zu sein“, sowie „Selbstverwirklichung über eine Berufstätig-

keit und das Erreichen von beruflichen Zielen“ als die zentralen Lebensinhalte für akademische Frauen. Diese so genannte adaptive Lebensorientierung – das Anstreben von dem Versuch der Balance zwischen diesen Bereichen – stieg zwischen 1988 und 2000 von 53% auf 66 % (Peuckert, 2008).

Das Leben von Akademikerinnen hat sich auf den ersten Blick nicht so radikal verändert, da die Akademikerin damals und heute versucht hat, Mutterschaft und Beruf zusammenzubringen. Allerdings galt dies zunächst als rein individuelles Projekt, gesellschaftlich erwartet wurde eine Zentrierung auf Mutterschaft und Familie, Frauen an der Universität waren bei weitem keine Selbstverständlichkeit. Ende des letzten Jahrhunderts hat sich das dramatisch verändert, Universitäten ohne Frauen waren inzwischen kaum vorstellbar. Geblieben war, dass auch von Akademikerinnen Mutterschaft erwartet wurde, zusammen mit der Verfolgung beruflicher Ziele. Die Umsetzung dieser dualen Pole war auch gegen Ende der 90er Jahre eine primär individuelle Aufgabe, nur begrenzt unterstützt durch die Gesellschaft.

Zusammengefasst stellt sich der Unterschied zwischen einer in den 50er Jahren und einer in den 70er Jahren geborenen Frau wie folgt dar: Erstere konnte zwar die Universität besuchen und studieren, denn rechtlich war sie dem Mann gleichgestellt. Das gesellschaftliche Klima der 50er und auch noch der 60er Jahre unterstützte jedoch primär den Wert der Familie und der Familiengründung für die Frau. Die in den 70er Jahren geborene Frau wuchs schon mit der Dualität von Familie und Bildung als die bedeutenden Bereiche im Leben einer Frau auf, studieren war eine von mehreren Optionen, und wenn sie in den 90ern an die Universitäten kam, erwartete jeder von ihr, dass Berufstätigkeit in ihrem weiteren Leben eine permanente Rolle spielen würde.

Damit war für die in den 50er Jahren geborene Frau der von der Gesellschaft erwartete hauptsächliche Identitätsbereich „die Familie“. Gegen Ende der 80er Jahre kam der Identitätsbereich „Beruf“ für die Frauen und besonders für Akademikerinnen hinzu. Jetzt gelten beide Bereiche als sinnstiftend und das so immanente Konfliktpotential zwischen „ganz für die Kinder zu sorgen“ und „beruflich erfolgreich zu sein“ muss seitdem gelöst werden.

### **3.8. Psychologische Auswirkungen der Veränderungen**

Die Veränderungen hinsichtlich der Entscheidungsfreiheit bezüglich der Kinderfrage als auch die Wahlmöglichkeiten bezüglich Partnerschaftsbeziehungen und Berufstätigkeit beinhalten mehr Freiheiten für den Einzelnen, aber auch neue Unsicherheiten, Konflikte und Zwänge. Individuelles Handeln und das Entwerfen individueller Lebensentwürfe und Ziele sind nun gefragt. Die abnehmende Bedeutung der Familie und ihrer Funktionen unterstützt

dieses Gefühl der Vereinzelung. Die gesellschaftliche Öffnung des engen Familienverständnisses durch zum Beispiel erleichterte Scheidungen und Patchworkfamilien führt auch zu komplexeren Bindungsformen und Beziehungserlebnissen (Schneewind, 2010).

Größere Selbstbestimmung kann zu inneren Konflikten und Ambivalenzen führen bzw. bestehende verstärken, denn vorgegebene klare Haltungen und Einstellungen, denen man sich entweder anpassen oder gegen die man rebellieren kann, fallen weg und führen so zu einer größeren Orientierungslosigkeit, wodurch die Entwicklung eines stabilen Gefühls von Sicherheit erschwert wird (Kraus, 2000).

Die Verunsicherung und die so erforderliche Selbstreflexion spiegeln sich auch in einem erhöhten Bedarf an professioneller Unterstützung, wie zum Beispiel der Psychotherapie, wider (Faltermaier, Mayrin, Saup & Stremel, 2002).

Vor allem für Frauen bedeuteten die gesellschaftlichen Veränderungen, dass sie mehr Gestaltungsmöglichkeiten in ihrem Leben bekamen, was auch die Notwendigkeit einer größeren Verantwortungsübernahme für die eigene Lebensgestaltung beinhaltet. Sozialisiert wurden Frauen häufig noch mit anderen Vorstellungen einer für Frauen „normalen“ Biografie, so dass innere Konflikte zwischen widerstreitenden tradierten Normen und Regeln und neuen Möglichkeiten, Wünsche zu realisieren, ausgelöst werden können. Dies trifft vor allem auf das frühe Erwachsenenalter zu, was nach Faltermaier et al. (2002) ungefähr zwischen dem 20. und 40. Lebensjahr anzusiedeln ist. Entwicklungspsychologisch gesehen müssen in dieser Zeit die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit sowie die Gründung einer Familie als zentrale Aufgaben bewältigt werden, realistische Lebensziele müssen individuell entwickelt werden.

Beide Bereiche sind relevant für psychische Stabilität und Gesundheit. Eine nicht gelingende Partnerschaft wird als eine wesentliche Ursache für psychische Probleme gesehen. Ebenso belastend können sich Konflikte und Ambivalenzen bezüglich der Kinderfrage auswirken (Faltermaier et al., 2002).

Psychologisch gesehen bieten die Veränderungen auch ein hohes Potential für Entwicklungsprozesse, die der einzelne, durch die Notwendigkeit einer individuellen Lebensplanung, durchlaufen kann und muss. Eine erhöhte Reflexion der Vorstellungen, Wünsche und Ziele für das eigene Leben ist gefordert und neue Handlungsspielräume müssen genutzt werden. Zugleich beinhalten sie durch die Vielzahl von widersprüchlichen Möglichkeiten sowie der Unmöglichkeit allen Ansprüchen zu genügen, auch ein hohes Potential für Verunsicherungen, innere Konflikte und Ambivalenzen (Bilden, 1989). Wahlmöglichkeiten, Freiheit und Entscheidungsnotwendigkeit stellen immer auch eine Herausforderung für Menschen dar, die Existenzängste und Unsicherheit auslösen können (Gremmler-Fuhr, 1999).

Nach Straub (2000) erfordern die hier beschriebenen Veränderungen, dass der einzelne auch psychologisch die zunehmend differenzierteren, komplexer strukturierten Orientierungen und Lebenszusammenhänge integrieren muss. Straub (2000) stellt dies in einen Zusammenhang mit Identität, die das psychologische Komplement zu den hier beschriebenen Veränderungsprozessen in der Gesellschaft bildet. So verändert der Verlust von verbindlichen Lebenswelten auch die Qualität von Identität, sie wird zu einem permanenten reflexiven Prozess (Kraus, 2002).

#### **4. Identität**

Das Verständnis von Identität hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts, mit beeinflusst durch die Veränderungen in der Gesellschaft, ebenfalls verändert und entwickelt. Im Folgenden wird die Entwicklung des Identitätsverständnisses dargestellt.

Zunächst wurde Identität verstanden als genetisch bzw. gesellschaftlich determiniert, dann als etwas, was sich in den frühen Lebensjahren entwickelt hat und irgendwann abgeschlossen ist, bis hin zu einem Verständnis von Identität als einen Prozess, der sich ein Leben lang verändern und entwickeln kann, beeinflusst von inneren und äußeren Faktoren. Anschließend wird dargestellt, wie in der vorliegenden Untersuchung Identität theoretisch verstanden und untersucht wird.

##### **4.1. Das allgemeine Verständnis von Identität**

Ursprünglich stammt der Begriff Identität vom lateinischen Wort „idem“ ab, zu übersetzen mit „Derselbe“, der „Nämliche“, der „Gleiche“. So weist man sich in englischsprachigen Ländern mit seiner ID Card aus, belegt weltweit durch seinen Ausweis die Identität seiner Person. Identität wird hier verstanden als Antwort auf die Identitätsfrage „Wer bin ich“ bzw. „Wer bist du?“ (Abels, 2006).

Im Bertelsmann Lexikon wird Identität definiert als „völlige Gleichheit, das Sichgleich-Bleiben [sic!] im Wechsel“ (Bertelsmann, 1954, S. 587).

Laut dem Duden Fremdwörterbuch ist Identität „die vollkommene Gleichheit oder Übereinstimmung (in Bezug auf Dinge oder Personen)“ (Drosdowski, Grebe, Köster & Müppler, 1974, S. 311).

Betont wird hier vor allem die Nicht-Veränderung, die Konstanz, die der Begriff Identität beinhaltet.

In der Philosophie wird Identität verstanden als die Fähigkeit eines Individuums, zu sich selbst „Ich“ sagen zu können. Hier wird Identität übersetzt mit Selbstsein. Es wird betont,



dass das Individuum eine gelungene Identität aufweist, wenn es mit sich selbst identisch bleiben kann – unabhängig von noch so tief greifenden Veränderungsprozessen (Weisshaupt, 1990).

Identität ist ein komplexer Begriff, der in verschiedenen Kontexten Verwendung findet: Im Alltagsleben und der Philosophie, in Religion, Politik und Wirtschaft wird der Begriff verwendet und jeweils spezifisch definiert (Tremel, 2006).

#### **4.2. Identität im Wandel der Zeit**

Bis vor ungefähr 200 Jahren war das Leben des Einzelnen bestimmt durch eine Vielzahl traditioneller Bindungen. Mit einer klaren Identität wurde man schon geboren, zum Beispiel als Tochter des Müllers. Variablen wie Stand, Geschlecht und Familie, Dorfgemeinschaft, Region und Religion definierten die Identität des Einzelnen. Identität stellte einen Spiegel dieser Bindungen dar, war nicht Gegenstand von Reflexion und Diskussion (Keupp, 2006).

In der Moderne erfassten dann Freisetzungprozesse als Folge der industriellen Revolution große Teile der Bevölkerung. Waren die Wahlmöglichkeiten des Individuums früher durch die zahlreichen traditionellen Bindungen in der Regel nicht existent, wurde Identität nun zu etwas, was das Individuum finden und entwickeln musste, zu einer Aufgabe des Individuums. Identität war nun Gegenstand von Veränderung und Innovation, wähl- und veränderbar:

„Die Grundüberlegung ist, daß [sic!] Identitätsbildung [...] ein Entwicklungsprozeß [sic!] (ist), der innig mit der Konstitution des Subjekts in einer spezifischen gesellschaftlichen Epoche zusammenhängt; und mehr noch: Identität wird überhaupt erst zu einer Aufgabe des Subjekts in einer spezifischen historischen Situation“ (Kraus, 2000, S. 22).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts beschleunigte sich der Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung, besonders ab den 50er Jahren, als immer mehr soziale Institutionen wie Kirche und Familie einen radikalen Bedeutungswandel erfuhren und Bildungs- und Berufswahl flexibilisiert wurden. Diese Prozesse von Individualisierung und Entwurzelung beeinflussten die Entwicklung von Identität wesentlich.

#### **4.3. Identität als Zusammenspiel von „I“ und „Me“**

Die Annahme, dass Sozialisierung und Identitätsbildung miteinander verknüpft sind, geht schon auf Mead (1863-1931) zurück, der die Hintergründe der Identitätsbildung im Rahmen der sozialen Realität untersuchte. Er betonte, dass Identität gesellschaftliche Prozesse widerspiegelt und sich im Rahmen einer Gesellschaft entwickelt. Ausgehend von der Kommunikation kommt Mead zu seiner zentralen These, dass das Individuum sich seiner selbst bewusst wird, indem es sich mit den Augen des anderen betrachtet. Dieses Selbstbewusstsein ist die Voraussetzung von Identität. Mead führte die begriffliche Differenzierung des Individuums in ein „I“ und „Me“ von William James (1890) weiter aus. James (1890), der als der Begründer der wissenschaftlichen Identitätstheorie gilt, differenzierte zwischen „I“ als der Wissende, der Erfahrende, und „Me“ als der Anderen Bekannte, der von Anderen Erfahrene. Das „I“ bildet die Innenperspektive, das „Me“ die Außenperspektive (Haußer, 1995). Dabei ist das „I“ derjenige Teil des Selbst, das interpretiert, Erlebnisse einordnet und handelt. Das „Me“ ist die Vorstellung, die wir von uns haben, die gewonnen wird durch die Augen der Anderen,

Das „I“ bei Mead ist vorsozial und unbewusst, in ihm kommen sinnliche und körperliche Bedürfnisse spontan und unreflektiert zum Ausdruck. Das „Me“ spiegelt die Identifikation des Individuums durch andere wider, die Erinnerung, wie andere uns gesehen und auf uns reagiert haben, was sie von uns erwarten, wie sie uns identifizieren. D.h., der Dialog des Individuums mit sich und mit der Gesellschaft spiegelt sich in dieser Differenzierung von „I“ und „Me“ wider. Das „Me“ wird häufig auch als soziale Identität bezeichnet oder auch als „reflektiertes Ich“. Das „reflektierte Ich“ repräsentiert die mir von außen, meinen Mitmenschen, Kommunikationspartnern erfahrene Identität, wie mich andere gesehen und auf mich reagiert haben und vor allem, welche Schlüsse ich daraus für mich gezogen habe. Im Laufe der Sozialisation macht das Individuum Erfahrungen, die jeweils in das „reflektierte Ich“ einfließen, es bestätigen oder erweitern, es entwickelt sich ein System von „reflektierten Ichs“, das ständig in Bewegung ist. Um konsistentes Verhalten zu erlangen, muss das Individuum ein einheitliches Selbstbild entwickeln, als eine relativ dauerhafte Form der Vermittlung des spontanen „I“ mit dem „reflektierten Ich“. Dieses Selbstbild nennt Mead das „self“, ein Begriff, der wie Abels (2006) ausführt häufig mit Identität übersetzt bzw. synonym verwendet wird. Mead versteht unter Identität aber mehr die soziale Komponente, also das was nach außen präsentiert wird, in Übereinstimmung des „Ich“ und des „Me“. Das „self“, bei Mead entspricht insofern eher dem „Ich“. „Das „Ich“ liefert das Gefühl der Freiheit, der Initiative. Die Situation ist nun gegeben, damit wir selbst-bewußt handeln können. Wir sind uns unserer selbst und der Situation bewusst“ (Mead, 1973, S.221).

#### 4.4. Identität als zentrale Aufgabe des Jugendalters

Für den Psychoanalytiker Erikson (1902-1994) war Identität das zentrale Thema seiner Forschung (Abels, 2006). Er definierte Identität als die Kernaufgabe der Adoleszenz, als das Ergebnis eines gesunden Entwicklungsprozesses vom Säugling bis zum jungen Erwachsenen.

Erikson entwickelte ein Modell, in dem der Mensch durch altersspezifische Konflikte und Krisen gehen muss, deren konstruktive Lösung erst eine Weiterentwicklung ermöglicht. Sein Modell beinhaltet acht Phasen, in jeder Phase steht ein Thema oder eine Aufgabe im Vordergrund. In der Adoleszenz, Phase 5, gilt es, die Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ zu finden, seine Identität zu entwickeln (Fend, 2005). Durch die körperliche Reifung der Sexualorgane muss in diesem Alter bzw. in dieser Phase die Entwicklung einer erwachsenen Sexualität erfolgen, die Identifikation mit sich als Frau oder als Mann (Rattansi & Phoenix, 2005). Die Identifizierungen der Kindheit müssen in Frage gestellt werden. Der Jugendliche muss frühere und jetzige Erfahrungen und Erlebnisse in einer stimmigen Identität integrieren.

„Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität [...] aufrechtzuerhalten. [...] Die sich herauskristallisierende Ich-Identität verknüpft also die früheren Kindheitsphasen, in denen der Körper und die Elternfiguren führend waren, mit den späteren Stadien, in denen eine Vielfalt sozialer Rollen sich darbietet und im wachsenden Maße aufdrängt“ (Erikson, 1980, S. 106f).

Das Misslingen dieser Entwicklungsaufgabe führt nach Erikson zur Identitätsdiffusion, bei der man unsicher bleibt, „ob man jemals einen Zusammenhang in sich finden und liebenswert erscheinen wird, ob man imstande sein wird, seine Triebe zu beherrschen, ob man einmal wirklich weiß, wer man ist, ob man weiß, was man werden will, wie einen die anderen sehen, und ob man jemals verstehen wird, die richtigen Entscheidungen zu treffen, ohne sich ein für alle mal mit dem falschen Mädchen, Geschlechtspartner, Führer oder Beruf anzulegen“ (Erikson, 1980, S. 112).

Gelingt die Identitätsbildung in dieser Phase des Übergangs vom Jugendlichen zum Jung-Erwachsenen, bedeutet dies, dass der junge Mensch in der Lage ist, sich auf einen Beruf, eine Partnerschaft und auf eigene Ideale und Werte festzulegen (Kraus & Mitscherlich, 1997). Dann kann sich Identität entwickeln wie im Folgenden von Erikson definiert:

„Das bewusste Gefühl eine persönliche Identität zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß [sic!] auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (Erikson, 1980, S. 18).

Erikson (1980) betont, dass Entwicklung von Identität auf den Erfahrungen und Erlebnissen in der Kindheit fundiert, allerdings sieht er dies nicht als einen primär individuellen Prozess, sondern für ihn ist der soziale Kontext für die Entwicklung des Individuums mitentscheidend, vor allem auch die Werte innerhalb einer Gesellschaft:

„Erikson is well known for his insistence on delineating the interplay between the psychological and the social across the life span. One of Erikson’s major contributions to the psychological discipline of personality theory was his viewpoint that the social, cultural and environmental are deeply embedded in the essence and core of personality“ (Schachter, 2005, S. 137).

#### **4.5. Identität als lebenslanger Entwicklungsprozess**

Identitätsbildung beginnt schon sehr früh im Leben eines Individuums. So vermutet der Säuglingsforscher Stern (1992), dass mindestens von Geburt an, Menschen über ein subjektives Selbstempfinden verfügen, das sich aus der wechselseitigen Beeinflussung von Kind und Erwachsenem entwickelt. Stern (1992) geht in seiner Entwicklungstheorie davon aus, dass die Selbstempfindungsbereiche zu jeder Zeit latent aktiv sind und geht nicht, wie Erikson, von einem Phasenmodell aus. Andere Forscher konnten belegen, dass ein Selbst-Bewusstsein bei Neugeborenen angenommen werden kann. Selbst-Bewusstsein definiert als die Fähigkeit, zwischen sich selbst und anderen zu differenzieren, dem Verständnis, dass bestimmte Ereignisse kontrolliert werden können und andere nicht, sowie der wahrgenommenen Kontinuität des Selbst über die Zeit (Fuhrer, Marx, Holländer & Möbes, 2000).

Der Sozialpsychologe Keupp (1998, S. 240) definiert Identität als ein Projekt, „das zum Ziel hat, ein individuell gewünschtes oder notwendiges ‚Gefühl der Identität‘ zu erzeugen. Voraussetzung für dieses Gefühl sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit.“ Keupp et al. (2006) gehen davon aus, dass, seit Erikson in den fünfziger Jahren seine Identitätstheorie formulierte, sich die Gesellschaft dahingehend verändert hat, dass Identität nun zu einer nicht enden wollenden Aufgabe geworden ist, unabhängig von einer spezifischen Lebensphase. Durch den Zerfall bzw. Bedeutungswandel einer Vielzahl von sozialen Institutionen und Werten, wird die Identitätsbildung immer offener. Es gibt mehr Wahlmöglichkeiten, bezogen auf

Beruf, familiäre oder partnerschaftliche Bindungen, politische oder religiöse Ideologien. Diese Diversität erleichtert die Identitätsbildung nicht, sie erfordert u.a. ein hohes Maß an individueller Gestaltungskompetenz, die Toleranz von Ambiguitäten, sowie generell das Erkennen der realen Möglichkeit der Wahl. So wird Identität zunehmend nicht mehr eine adoleszente Entwicklungsaufgabe, die zu der Entwicklung einer bestimmten Person führt, sondern ein lebenslanger Prozess. Dies bedeutet nicht, dass Identitätsbildung in der Adoleszenz nicht mehr im Vordergrund steht, die Jugend bleibt eine Phase, in der Selbstfindung und Selbstsuche zentrale Themen sind, aber Erwachsene müssen heute lebenslang Identitätsarbeit leisten.

Durch die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse reduzieren sich die Identitätsmuster, die übernommen werden können. Keupp (1997) spricht von alltäglicher Identitätsarbeit, die die Aufgabe hat, die Verknüpfungen und Passungen der Teilidentitäten zu strukturieren. Die Ressourcen und Kompetenzen einer Person bestimmen Qualität und Ergebnis dieser Identitätsarbeit. Hierzu gehören materielle und soziale Ressourcen, die Fähigkeit zum Aushandeln, individuelle Gestaltungskompetenz sowie ein Urvertrauen zum Leben.

Auch in der aktuellen Entwicklungspsychologie wird Identität vor allem als ein Prozess definiert. Ein Prozess

„der Selbstreflexion, der sich auf die eigene Person in ihrer Gesamtheit, auf den wahrgenommenen Kern der Persönlichkeit bezieht. Dabei lassen sich eine kognitive (Selbstkonzept), eine emotionale (Selbstwertgefühl) und eine motivationale [sic!] Komponente (Kontrollüberzeugungen) von Identität unterscheiden. [...] Zudem muß [sic!] eine körperliche Ebene von Identität angenommen werden [...]. Schließlich bewegt sich jede Auseinandersetzung mit der eigenen Identität notwendigerweise in einem sozialen Bezugsrahmen [...] die Selbstwahrnehmung einer Person (bezieht) auch immer die Reaktionen des sozialen Umfelds auf ihre sozialen Handlungen mit ein; es muß [sic!] somit von einer sozialen Identität gesprochen werden“ (Faltermaier, Mayring, Saub & Strehmel, 2002, S. 65).

Weiterhin werden die biographisch-vertikale und die sozial-horizontale Dimension der Identität betont. Erstere äußert sich im subjektiven Gefühl der Kontinuität über die Zeit, letztere ermöglicht, dass eine Person sich in verschiedenen sozialen Situationen als konsistent handelnd erlebt. Als identische Person handelt, wer in unterschiedlichen Lebensbereichen und Situationen des Alltagslebens immer auch eine innere Kohärenz erlebt (Faltermaier et al., 2002).

Kontinuität bedeutet nicht, dass sich nichts verändern darf, oder dass es keine Widersprüchlichkeiten im Leben eines Individuums geben darf.

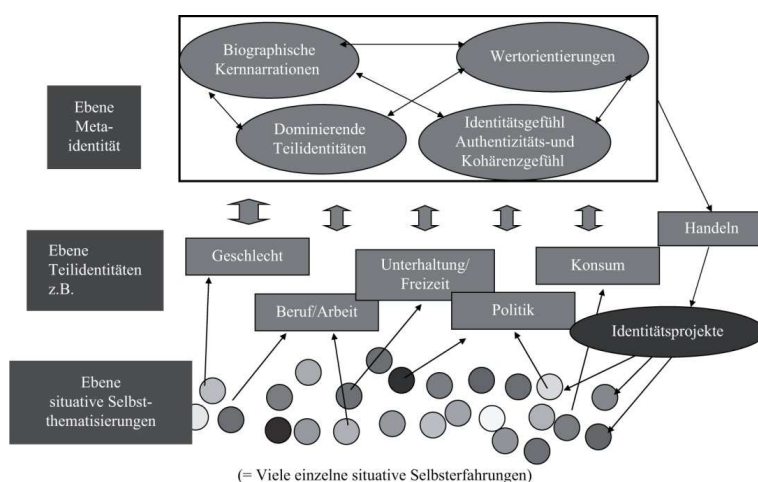
„Die als Kontinuität begriffene Identität meint vielmehr, dass Veränderungen als Bestandteil eines sinnhaft [sic!] strukturierten Lebenszusammenhangs [sic!] begriffen werden können, und zwar auch dann, wenn sie durch kontingente [sic!] Ereignisse angetrieben und vom Subjekt als heteronom bewirkte Widerfahrnisse erlebt den“ (Straub, 2000, S. 283).

Identität als Kohärenz bezieht sich nach Straub (2000) auf die Stimmigkeit eines moralischen und ästhetischen Maximensystems.

Zusammengefasst beinhaltet der Begriff Identität heute, dass Identität ein (vorläufiges) Ergebnis eines Entwicklungsprozesses eines Individuums darstellt. Identität muss in der Auseinandersetzung des Individuums mit sich und seiner körperlichen Entwicklung sowie im Austausch mit seiner sozialen Umwelt entwickelt werden. Identität beinhaltet das subjektive Gefühl der Kohärenz.

#### 4.6. Das Konzept der Teilidentitäten und Identitätszustände

Ein kohärentes Identitätsgefühl wird gewonnen in dem die unterschiedlichen Erfahrungen einer Person mit sich und seiner Welt interpretiert, bewertet und integriert werden. Die Selbstreflexion über situationale Erfahrungen, z.B. im Bereich Beruf, führt zur Entstehung von Teilidentitäten. Wie Abbildung 1 anschaulich darstellt, führen die Selbstthematisierungen zu Teilidentitäten, die sich wechselseitig, z. B. mit dem Kohärenzgefühl, beeinflussen. Teilidentitäten können sich verändern, neue hinzukommen, andere sich auflösen. Alle Konstruktionen unterliegen diesem fortlaufenden Veränderungsprozess.



**Abb. 1:** Konstruktionen der Identitätsarbeit (Keupp et al., 2006, S.218)

Der Entwicklungspsychologe James E. Marcia wählte verschiedene Lebensbereiche aus, die er auf die Identitätsentwicklung hinuntersuchen wollte: z.B. „occupation“, „ideology“, „sexuality“ und „relationships“ (Haußer, 1995). Marcia, der das Eriksonsche Modell der psychosozialen Entwicklung empirisch überprüfen wollte, betonte, dass auch andere Bereiche für die Identitätsforschung in Frage kommen können. Die Bereiche müssen die folgenden zwei Kriterien erfüllen: Es sollte sich um einen Bereich handeln, der in einer bestimmten Lebensperiode von Bedeutung ist und die Bereiche sollten unterschiedliche Möglichkeiten zur Beantwortung beinhalten (Marcia, 1993).

Marcia entwickelte ein Interview als Instrument zur empirischen Validierung. Dieses Interview, das Identity Status Interview, im Folgenden kurz ISI genannt, wurde in abgewandelter Form für diese Untersuchung genutzt, deswegen wird Marcias Ansatz im Folgenden etwas ausführlicher dargestellt.

Marcia stellt in den Mittelpunkt seiner Annahmen die Frage, ob ein Individuum einen identitätsrelevanten Bereich für sich exploriert hat und sich ihm gegenüber innerlich verpflichtet, engl. committed, fühlt. So stehen bei Marcia die Variablen Commitment und Exploration im Mittelpunkt. Nach Marcia gibt es zwei Möglichkeiten, um sich einem Lebensbereich gegenüber als „committed“ zu empfinden: Entweder nach dem Durchlaufen einer explorativen Phase, zunächst Krise genannt, später „exploration of alternatives“, in der Pläne und Werte in Frage gestellt wurden, oder ohne Phase der Abwägung von Für und Wider, ohne Inbetrachtziehung von Alternativen, ohne die Übereinstimmung mit familiären oder gesellschaftlichen Haltungen zu hinterfragen. So wurde das Kriterium Commitment aufgeteilt in „Commitment mit Exploration“ und „Commitment ohne Exploration“.

Ein ähnliches Phänomen war bei den Personen, die sich einem Lebensbereich gegenüber als „uncommitted“ herausstellten, zu beobachten. Auch hier gibt es den Weg der Nicht-Festlegung ohne Exploration und mit Exploration. Die letzteren Personen zeigten nach Marcia eine hohe Übereinstimmung mit den von Erikson beschriebenen Jugendlichen in einer „Identity Crisis“ und „Identity Confusion“ (Marcia, Waterman, Matteson, Archer & Orlofsky, 1993). Mittels der Variablen „Commitment oder Innere Verpflichtung“ und „Exploration“ gelangt Marcia zu vier Identitätszuständen: Übernommene Identität (Foreclosure), Diffuse Identität (Identity Diffusion), Moratorium und Erarbeitete Identität (Identity Achievement):

„Identity Achievement – has undergone exploration and is currently committed; Moratorium - is presently in an exploratory period and commitments are vague; Foreclosure

– has not explored, but rather adopted, alternatives and commitments are present; Identity diffusion – has undergone only cursory exploration at most and is not committed” (Marcia, 2007, S. 7).

Das Bestehen einer inneren Verpflichtung gegenüber den jeweiligen Gegenstandsbeziehungen kennzeichnet sowohl übernommene Identität als auch erarbeitete Identität, das Nichtbestehen von innerer Verpflichtung die Identitätsdiffusion bzw. das Moratorium.

Der Identitätszustand kann je nach Lebensbereich differieren, es ist also möglich im Lebensbereich „Arbeit“ einen Zustand der erarbeiteten Identität zu haben, im Lebensbereich „Beziehungen“ aber einen Zustand der diffusen Identität.

Die folgende Abbildung stellt die möglichen Identitätszustände in Abhängigkeit der Variablen „Exploration“ und „Innerer Verpflichtung“ dar.

	Exploration	Keine Exploration
Innere Verpflichtung	<b>E</b> Erarbeitete Identität	<b>Ü</b> Übernommene Identität
Keine Innere Verpflichtung	<b>M</b> Moratorium	<b>D</b> Diffuse Identität

**Abb. 2:** Vierfelderschema nach Marcia (Handout Haußer)

Marcia geht, anders als Erikson, davon aus, dass bestimmte Identitätsthemen nicht phasen- und altersgebunden sind, sondern er geht von Folgendem aus:

„The development of an identity is focused on adolescence because this is the first time that the necessary individual and social ingredients are present” (Marcia, 2007, S.4).

In der Adoleszenz stellt sich die Identitätsfrage also zum ersten Mal, aber im Laufe des Lebens kann sie wieder relevant werden. Mit dem ISI konnte Marcia für die oben genannten identitätsrelevanten Bereiche Identitätszustände einer Person herausarbeiten. Das ISI ist so auch anwendbar, um die Identitätszustände von Erwachsenen zu erfragen. Waterman und Ar-



cher (1993) beschreiben, wie die Variablen „Exploration“ und „Innere Verpflichtung“ bei Erwachsenen zu verstehen sind:

„The shifting criteria for the meaning of exploration with increasing age poses an important problem for understanding the Identity Achievement Status. The definition of the Identity Achievement Status involves a history of exploring alternatives leading to the formation of personally meaningful commitments” (Waterman & Archer, 1993, S. 242).

Der „Identity Achievement Status“, also der Identitätsstatus „Erarbeitete Identität“ bedeutet, dass die Person als explorierend und innerlich verpflichtet eingeschätzt wird. Dies beinhaltet, dass es eine Historie der Abwägung von Alternativen gibt, die dann zur inneren Verpflichtung diesem Lebensbereich gegenüber geführt hat. Ein Erwachsener hat also auch dann, zum Beispiel bezogen auf seinen Beruf, exploriert, wenn diese Exploration zu einem früheren Zeitpunkt stattgefunden hat und er den jetzigen Beruf schon mehrere Jahre ausübt. Anders als beim Jugendlichen muss der Erwachsene sich nicht im Prozess des Explorierens befinden. Auch die Variable „Innere Verpflichtung“ differiert in ihrer Ausprägung im Vergleich zu Jugendlichen:

„The commitments of high school and college students are largely anticipatory, focused on the assumed rewards, both intrinsic and extrinsic, of any commitment. In contrast, adults are living with both the real rewards and the real costs that derive from putting their goals, values and beliefs into practise. As a consequence, the descriptions of the commitments made will be more balanced and, in some circumstances, ambivalent. In concluding whether a goal, value or belief warrants being called an identity commitment, the scorer should decide whether it is indeed personally expressive for the respondent” (Waterman & Archer, 1993, S. 244).

Prinzipiell ist es während des gesamten Lebens immer wieder möglich, sich aus einem Identitätszustand herauszuentwickeln und sich einen anderen zu erarbeiten bzw. aus einem erarbeiteten Identitätszustand in einen diffusen zu wechseln. So zeigte Marcia in einer Längsschnittstudie, dass Identitätsänderungen in alle möglichen Richtungen laufen können (Haußer, 1995).

#### **4.7. Haußers empirischer Zugang zum Identitätsstatus**

Basierend auf dem ISI entwickelte Haußer (2007) das „FISI – Flensburg Identity Status Interview“ (Haußer, 2007). Das FISI unterscheidet sich zum einen bezogen auf die Aus-

wahl der Identitätsbereiche. Haußer (2007) wählte die Bereiche „Ausbildung/Berufstätigkeit“, „Politische Überzeugung“, „Freundschaft und Partnerschaft“ sowie „Heimat/regionale Identität“. Zum anderen ergänzte Haußer (2007) das ISI um die Bedeutsamkeit der Identitätsbereiche, d.h., die subjektive Bedeutsamkeit eines Identitätsbereiches in Relation zu den anderen, die Rangfolge der einzelnen Identitätsbereiche, wird erfragt. Die subjektive Bedeutsamkeit ist ein zentrales Merkmal in Haußers Identitätstheorie:

„one cannot postulate a subjective meaningfulness which is applicable to every empirical study or to every individual. This is due, in part, to the fact that no individual, in the development of his own identity, can completely insulate himself from societal structures and expectations. Rather, it is more appropriate to examine the meaningfulness of meanings on a case by case basis“ (Haußer, 2007, S. 18).

Konsequenterweise untersucht Haußer im FIS I nicht nur welche subjektive Bedeutung welcher Identitätsbereich für das Subjekt hat, sondern auch die subjektive Bedeutsamkeit der Identitätsbereiche.

#### **4.7.1. Identität und subjektive Bedeutsamkeit**

Inwieweit die subjektive Bedeutsamkeit die Identitätsrelevanz von Erfahrungen bestimmt, lässt sich mittels Haußers Modell der Identitätsregulation zeigen (Haußer, 1995). Weiterhin zeigt sein Modell Identität nicht nur als Ergebnisvariable eines Prozesses, sondern auch als Bedingungsvariable, nämlich wie die entwickelte Identität Einfluss auf das Subjekt, seine Motive und sein Handeln ausübt. Ein für dieses Forschungsanliegen wesentlicher Aspekt. Als grundlegende Annahme betont Haußer, dass Identität selbst konstruiert ist.

„Die Instanz, die über die Identität eines Menschen Auskunft zu geben vermag, ist der betreffende Mensch, ist das Subjekt selbst. [...] 'Selbstkonstruiert' [sic!] bedeutet [...], dass Identität im Gegensatz zu Rolle und Persönlichkeit ursprünglich im Bewusstsein des Individuums existiert und auch dementsprechend zu erforschen ist“ (Haußer, 1995, S. 3).

Eine weitere zentrale Grundannahme Haußers (1995) ist, dass Identität ein Relationsbegriff ist, immer in Beziehung zu etwas zu verstehen ist, zum Beispiel „Wie hätte ich mich gerne?“ oder „Wie wäre ich gerne im Vergleich zu ...?“ Selbst und Außenwelt sind nicht etwas Getrenntes, sondern die Relationen einer Person mit der Umwelt, ihre soziale Interaktion, kann identitätsrelevant sein. Die zentrale Variable, ob eine Erfahrung Identitätsrelevanz bein-

haltet, ist nach Haußer die subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit, die eine Erfahrung für das Subjekt hat.

Nur wenn eine Erfahrung subjektiv bedeutsam ist, d.h. kognitiv als wichtig wahrgenommen wird und emotional berührt, ist diese Erfahrung identitätsrelevant und fließt ein in die Selbstwahrnehmung und Selbstbewertung. Selbstwahrnehmung als die kognitive Komponente von Identität ist folgendermaßen definiert: „Man vereinigt bei der Selbstwahrnehmung die momentane Erfahrung eigenen Verhaltens und Wirkens mit gespeicherter Erfahrung, wie man sich eben selbst kennt“ (Haußer, 1995, S. 13).

Selbstbewertung als emotionale Komponente erfolgt entweder durch sozialen Vergleich, also mit anderen oder als individueller Vergleich, zum Beispiel mit eigenen Ansprüchen.

Die dritte Komponente von Identität als situative Erfahrung bildet nach Haußer (1995) die handlungsbezogene Komponente der personalen Kontrolle, definiert als das Bedürfnis, auf Gegebenheiten und Ereignisse der Umwelt Einfluss zu nehmen. Dabei ist zu differenzieren zwischen interner Kontrolle, d.h., dass Erfahrungen, Situationen, die als selbst kontrolliert erlebt werden und externer Kontrolle, d.h., dass Erfahrungen, die als von anderen Personen oder Mächten kontrolliert, erlebt werden.

Zusammengefasst beinhaltet Identität als situative Erfahrung, dass eine Situation einer Person als bedeutsam und betroffen machend erscheinen muss, damit sie sich mit einem Sachverhalt intensiv und bewusst beschäftigt. So wird subjektive Betroffenheit und Bedeutsamkeit zu einem Filter für die Identitätsrelevanz einer Situation. Identität als situative Erfahrung umfasst dann nach Haußer (1995) als kognitive Komponente die Selbstwahrnehmung, die Selbstbewertung als emotionale sowie die personale Kontrolle als handlungsbezogene Komponente.

#### **4.7.2. Identität als übersituative Erfahrung**

Werden so herausgefilterte identitätsrelevante Erfahrungen als von zentraler Wichtigkeit eingeschätzt, können sie übersituativ verarbeitet und generalisiert werden. Übersituative Generalisierungen von Identität beinhalten ein Selbstkonzept, entstanden aus den Selbstwahrnehmungen, Selbstbewertungen bestimmen das Selbstwertgefühl und personale Kontrollen werden zur Kontrollüberzeugung. Erfahrungen, die dieser Identität widersprechen, können auch zu einer Umkehrung dieses Prozesses führen. D.h., Identität ist ein Prozess des Aufbaus und der Differenzierung, auf den das soziale Umfeld durch seine Rückmeldungen einen großen Einfluss hat (Haußer, 1995).

Im **Selbstkonzept** spielt der relationale Charakter von Identität eine besondere Rolle. Es gilt, momentane Selbstwahrnehmungen, die eine Person von sich in unterschiedlichen Bereichen erfährt, in Relation zu setzen mit den Selbstwahrnehmungen aus anderen Bereichen bzw. mit bereits generalisierten Selbstwahrnehmungen. Widersprüche und Konflikte müssen dann eingearbeitet und entweder integriert oder desintegriert werden. Die Person muss entscheiden, inwieweit sie das eigene Verhalten in verschiedenen Erfahrungsbereichen mit ihrem Selbstkonzept vereinbaren bzw. nicht vereinbaren kann.

Für die Integrität bzw. Desintegrität des Selbstkonzeptes sind nach Haußer (1995, S. 28 - 34) folgende sechs Aspekte zentral:

- Biographische Kontinuität vs. Diskontinuität: Biographische Kontinuität im Eriksonschen Sinn des Erlebens der Wahrnehmung der eigenen Kontinuität und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Kontinuität wahrnehmen.
- Ökologische Konsistenz vs. Inkonsistenz: Hierunter versteht Haußer, dass eine Person sein Verhalten als stimmig in verschiedenen Lebensbereichen wahrnimmt.
- Konsequenz vs. Inkonsequenz, d.h., die subjektiv wahrgenommene Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung des realen Verhaltens mit den eigenen Überzeugungen und wie eine Person Übereinstimmungen bzw. Widersprüchlichkeiten verarbeitet.
- Echtheit vs. Unechtheit, d.h. die subjektiv wahrgenommene Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung des realen Verhaltens mit eigenen Gefühlen.
- Individualität vs. Austauschbarkeit: Individualität definiert als die Bewusstheit eines Menschen als einzigartig, nicht austauschbar in bestimmten Gegenstandsbeziehungen.
- Gleichwertigkeit vs. Ungleichwertigkeit: Die Gleichwertigkeit als das Bewusstsein, anderen Menschen ebenbürtig zu sein.

Diese sechs die Integrität des Selbstkonzepts bestimmenden Komponenten können momentan, aber auch stabil sein, sowohl global als auch bereichsspezifisch. Sie stabilisieren oder verändern das Selbstkonzept.

Das **Selbstwertgefühl** eines Menschen, als emotionale Komponente von Identität als übersituativer Verarbeitung, drückt sich zum Beispiel aus in Wohlbefinden und Selbstzufriedenheit, Selbstakzeptanz und Selbstachtung, Erleben von Sinn und Erfüllung, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Die Beeinträchtigung eines Selbstwertgefühls zeigt sich dement-

sprechend in Unbehagen, in Selbstverachtung, im Erleben von Sinnlosigkeit und Leere, Unselbstständigkeit und Abhängigkeit.

Quellen für das Selbstwertgefühl sind nach Haußer (1995, S. 35ff) die situative Selbstbewertung auf der Basis einer Selbstwahrnehmung, die zu einem Selbstwertgefühl generalisiert wird; die Bewertung von Selbstkonzepten und die Bewertung generalisierter Kontrollüberzeugungen.

Das Selbstwertgefühl hat also eine Wechselwirkung mit den anderen Identitätskomponenten Selbstkonzept und Kontrollüberzeugung. Es orientiert sich als Bezugsnorm sowohl an dem sozialen Vergleich, wie bewerte ich mich im Vergleich zu anderen in ähnlichen Situationen als auch dem Vergleich zwischen eigenem Idealbild und Realbild. Auch Selbstwertgefühle sind veränderbar, sowohl in positiver als auch negativer Richtung. Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung fließen ebenfalls ein in das Selbstwertgefühl.

Die **Kontrollüberzeugung** als handlungsbezogene Komponente von Identität differenziert externe und interne Kontrollüberzeugung. Erstere bedeutet, jemand hält grundsätzlich Ereignisse in seinem Leben für unbeeinflussbar, unerklärlich oder unvorhersehbar. Den Gegenpol bildet die interne Kontrollüberzeugung, Ereignisse gelten generalisiert als vorhersehbar, erklärlich und beeinflussbar. Denkbar sind auch gemischte Kontrollüberzeugungen, also interne sowie externe.

Identität ist also sowohl situative Erfahrung als auch übersituative Verarbeitung. Identität ist demnach das Ergebnis von Erfahrungen, die als subjektiv bedeutsam und betroffen machend erlebt und als solche verarbeitet und generalisiert wurden. Nach Haußer (1995) ist Identität aber auch Bedingungsvariable für motivationale und Handlungs-Impulse, denn die situationsübergreifende Identität mit den drei Komponenten Selbstkonzept und Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugung beeinflusst Handeln, indem sie zu inneren Verpflichtungen führt, die ein Subjekt eingeht und zu Selbstansprüchen, die sich in Bedürfnissen und Interessen ausdrücken.

#### 4.7.3. Identität als motivationale Quelle

**Innere Verpflichtung** beschreibt, wie intensiv sich ein Subjekt auf Gegenstandsbeziehungen einlässt, sich festlegt, bindet und dieses Engagement auch nach außen hin richtet. Eine hohe innere Verpflichtung hält Frustrationen, Anstrengungen und Arbeit stand, aber innere Verpflichtungen sind auch reversibel, können aufgelöst werden. Der Inhalt von Gegenstandsbeziehungen kann eine Person, eine Sache oder auch ein Sachverhalt sein. Der Gegen-

pol zur inneren Verpflichtung sind innere Entpflichtung, Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit. Innere Verpflichtung besteht aus innerer Haltung und äußerem Engagement.

Selbstansprüche sind, wie auch Erfahrungen, danach zu differenzieren, ob sie subjektiv bedeutsam und betroffen machend sind. Denn es gilt nach Haußer (1995, S. 52): „Identitätsrelevant ist ein Bedürfnis oder Interesse eines Menschen, wenn es einen subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Selbstanspruch enthält.“

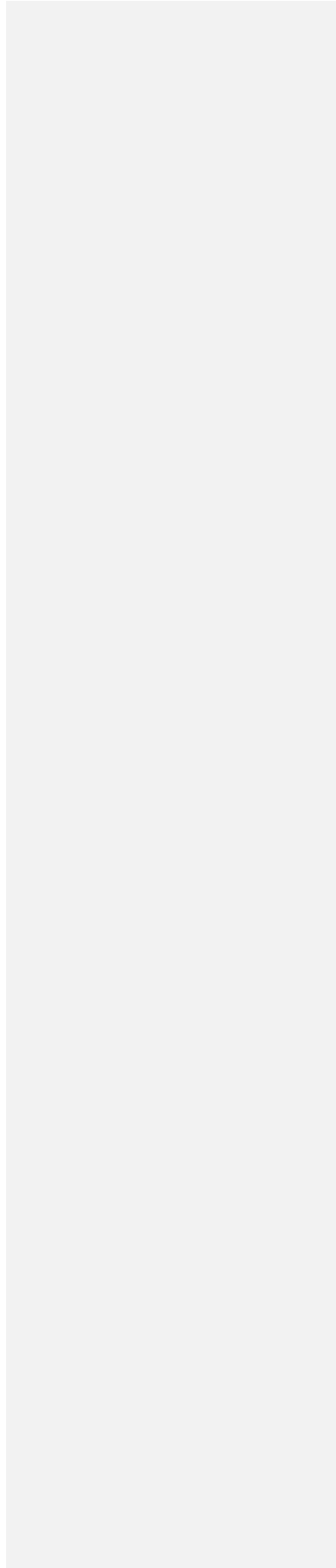
Bedürfnis und Interesse ist gemeinsam, dass sie in die Kategorie der Motive fallen und dass sie auf Gegenstände abzielen. Ihr Unterschied liegt in der Zeiterstreckung. Das Bedürfnis verschwindet, sobald der im Bedürfnis enthaltene **Selbstanspruch** erfüllt ist. Der Selbstanspruch, der sich in Interesse äußert, zielt dagegen auf Realisierung, auf Einflussnahme in Gesellschaft und Umwelt. Interesse beinhaltet daher notwendigerweise eine größere Zeiterstreckung und Reflexion.

So sind Interessen nicht nur Ausdruck von Identität sondern auch eine Variable zur Identitätsbildung, es besteht also eine Wechselwirkung zwischen der Identität und den Interessen eines Menschen.

Interessen als subjektive Vorstellung von einer angestrebten Realität treffen auf ein Feld von gesellschaftlich möglichen Handlungen. Kommt es zu Konflikten zwischen Selbstansprüchen und Handlungszielen, so gilt, dass je subjektiv bedeutsamer und betroffen machender eine Angelegenheit ist, desto bewusster und überlegter wird das Individuum versuchen, das Bedürfnis zu befriedigen oder das Interesse zu realisieren.

Kontrollüberzeugung, die handlungsbezogene Komponente von Identität, beeinflusst die Kontrollmotivation, denn um Kontrollmotivation zu erlangen, muss das Subjekt überzeugt sein, dass Kontrolle generell erlangt werden kann. Haußer (1995) definiert Kontrollmotivation als das Bedürfnis, auf subjektiv bedeutsame Gegenstände und deren Entwicklung Einfluss zu nehmen. Als emotionale Entsprechungen der Kontrollmotivation gelten Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Selbstvertrauen betrifft die individuelle Perspektive, d.h. traue ich mir zu, meine Bedürfnisse zu befriedigen, meine Ziele zu erreichen. Selbstbewusstsein umfasst die soziale Perspektive, ich traue mir zu, andere zu überzeugen, mich durchzusetzen, mich zu behaupten.

**Kontrollmotivation** ist nicht umso erfolgsversprechender, desto stärker ausgeprägt die Variablen Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein sind, denn für zielgerichtetes Handeln und erfolgreiche Beeinflussung ist auch die Vermeidung von Kontrollillusion und Selbsttäuschung wichtig, d.h. die Realitätsadäquatheit der Kontrollmotivation ist wesentlich. Nur realitätsnahe Kontrollmotivation führt zu wirksamen Handlungen.



#### 4.7.4. Identitätsregulation

Neben inneren Verpflichtungen, Selbstansprüchen sowie Kontrollmotivation stellen Realitätsprüfung und Selbstwertherstellung sowie deren Dialektik untereinander weitere wichtige Motivationskonzepte von Haußers Identitätstheorie dar. Haußer (1995) bezieht sich hier auf den im Individuum befindlichen motivationalen Zwiespalt zwischen dem Bedürfnis, dass sich Selbstwahrnehmungen und Selbstbewertungen in der Realität bestätigt finden, also die Realitätsprüfung auf der einen Seite und dem Wunsch, dass das eigene Selbstwertgefühl bestätigt bzw. eventuell erhöht wird.

Zwischen dem Wunsch nach Realitätsprüfung und dem nach der Selbstwertherstellung kann es zu Konflikten kommen, die entweder auf Kosten des einen oder des anderen gelöst werden können. Haußer (1995) geht aber davon aus, dass es eine relative Änderungsträgheit des Selbstwertgefühls gibt.

In seinem Prozessmodell der Identitätsregulation fasst Haußer die oben beschriebenen Bestimmungsmerkmale von Identität als situative Erfahrung, als übersituative Verarbeitung und als motivationale Quelle zusammen. Aufbauend auf dem Kreismodell von Whitbourne und Weinstock (1986) integriert sein Modell sowohl die inititative als auch die reaktive Tätigkeit des Individuums, je nachdem wo man im Modell ansetzt (Tremel, 2003).

Wie funktioniert die inititative Tätigkeit? Von Identität als übersituativer Erfahrung ausgehend, also vom Selbstkonzept, Selbstwertgefühl, Kontrollüberzeugung über innere Verpflichtung, Selbstanspruch in Bedürfnissen und Interessen, Kontrollmotivation, Selbstwertherstellung und Realitätsprüfung gelangt das Subjekt zu einem Verhalten, Handeln und Erleben.

Umgekehrt, die reaktive Tätigkeit geht vom Verhalten, Handeln und Erleben aus und gelangt mittels subjektiver Bedeutsamkeit und Betroffenheit, Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und personaler Kontrolle zur Identität als übersituative Verarbeitung. Realitätsprüfung, Selbstwertherstellung und die Verwirklichung von Selbstansprüchen erfordern Identitätsregulation. Idealerweise entspricht bzw. bestätigt die Realitätserfahrung das Selbstkonzept, das Selbstwertgefühl und die Kontrollüberzeugung. Haußer (1995, S. 66) definiert Identität nun als

„die Einheit aus Selbstkonzept, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugung eines Menschen, die er aus subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Erfahrungen über Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und personaler Kontrolle entwickelt und fortentwickelt und die ihn zur Verwirklichung von Selbstansprüchen, zur Realitätsprüfung und zur Selbstwertherstellung im Verhalten motivieren.“



#### **4.7.5. Haußers theoretisches Anforderungsprofil für Identitätsforschung**

Haußer (1995) beschreibt halbstrukturiert-offene Erhebungsmethoden als besonders geeignet für die Erforschung von Identität.

„Halbstrukturiert-offene Erhebungsmethoden ermöglichen es, dass ein Proband intra- und interindividuell vergleichbar über seine Identität Auskunft gibt (im Gegensatz zu völlig unstrukturiert-offenen Verfahren) bei gleichzeitiger Vermeidung von Artefaktmessung (als immanenter Gefahr bei allen durchstrukturiert-geschlossenen Verfahren)“ (Haußer, 1995, S.132).

Als einen weiteren Vorteil beschreibt Haußer (1995), dass die als identitätsrelevant erlebten Erfahrungen vom Interviewten selber formuliert werden, während der Interviewer auf die vollständige Beantwortung der relevanten Fragen und Variablen achtet. Dies garantiert, dass die Strukturierungsrollen zwischen Interviewer und Befragtem ausgewogen sind.

Das für diese Untersuchung entwickelte und weiter unten im Einzelnen ausgeführte Interview „FISI für Akademikerinnen“ folgt diesem geforderten Vorgehen, ebenso wurde der Grad der subjektiven Bedeutsamkeit und Betroffenheit nicht implizit unterstellt, sondern am Ende des Interviews explizit erfragt und exploriert. Die realen, jeweils individuellen Lebenssituationen der Probandinnen standen während des gesamten Interviews im Vordergrund.

Haußer (1995) fordert einen explizit dargestellten Theoriebezug der eingesetzten Messinstrumente und der aufgestellten Forschungshypothesen, weil sonst „ein „theoretisches Vakuum“ zu konstatieren ist, ... das eine integrierende Identitätstheoriebildung, eine Synopse von Forschungsergebnissen und Schlussfolgerungen für die Praxis verhindert“ (Haußer 1995, S.133).

Die theoretische Auseinandersetzung findet in dieser Arbeit statt in dem Bezug zu den gesellschaftspolitischen Entwicklungen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und in den verschiedenen Identitätstheorien.

Das Interview setzt bei psychisch erfahrenen Lebensereignissen und Sozialisationseinflüssen an, so dass auch der von Haußer (1995) geforderte lebensnahe Ansatz hiermit erfüllt ist. Die realen Prozesse im Leben der Interviewten und deren subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit wurden erfragt.

Generalisierungen und Spezifizierungen wurden in der vorliegenden Untersuchung nicht von vornherein unterstellt, sondern sowohl die zeitliche als auch die räumliche Dimension fand Berücksichtigung.

Der Empfehlung, dass Selbstberichte anhand von Verhaltensbeobachtung und anhand von Befragungen von Bezugspersonen abzusichern sind, erwies sich in dem Rahmen dieser Untersuchung zeitlich als nicht realisierbar. Das hohe Bildungsniveau der Probandinnen und die, auch beruflich bedingte, Vertrautheit mit dem Medium Sprache, spiegelt sich in den Transkriptionen wieder. Auffälligkeiten im Verhalten tauchten deswegen primär in plötzlicher Einsilbigkeit oder Unklarheit der Antworten auf und wurden dann durch Nachfragen geklärt.

Die erhobenen verbalen Daten wurden inhaltsanalytisch ausgewertet und anhand eines Kategoriensystems verarbeitet. Dieses Kategoriensystem wurde induktiv-deduktiv entwickelt, sowohl aus empirischem Probematerial als auch theoriegeleitet.

Die Handlungs-Validität steht im Mittelpunkt dieser Studie. Inwieweit sich mögliche Identitätsveränderungen in neuen bzw. anderen Verhaltensweisen niederschlagen, ist ein zentrales Interesse dieser Arbeit. Ebenso wie welche Einflüsse und Veränderungen in der Gesellschaft Einfluss auf Identität haben.

## **5. Zusammenfassung der theoretischen Einführung**

Diese Anforderung an Identität und Identitätsbildung trifft auf ein soziales Feld, in dem fortschreitende gesellschaftliche Differenzierungsprozesse eine Vielzahl von sozialen Welten, Kontakten, Rollenanforderungen und Beziehungen schaffen. Gesellschaftliche Umbrüche und Veränderungen beeinflussen die Identität. Identität kann sich im Laufe eines Lebens verändern und weiterentwickeln. In diesem komplexen Umfeld muss das Individuum eine konstante und kohärente Identität entwickeln. Für Frauen kommt erschwerend hinzu, dass sich die einzelnen Welten und Rollen zum Teil widersprechen und nach unterschiedlichen Logiken funktionieren (Bilden, 1997). Die Wahlfreiheit innerhalb einer gesellschaftlich bedingten Widersprüchlichkeit trifft besonders für Frauen mit akademischer Bildung zu. Sie vor allem müssen Widersprüchlichkeiten zwischen dem Anspruch, dass Frauen Kinder bekommen und Karriere machen wollen bzw. sollen, aushalten und die sich daraus ergebenden Konflikte und Ambivalenzen für sich sinnhaft vereinbaren. Sie müssen sich entscheiden, wie sie ihre Potentiale wo verwirklichen wollen, müssen ihre individuellen Lösungen suchen, in dem Bewusstsein, dass sie sich auch anders entscheiden können.

So spricht Bilden (1997) davon, dass innere Vielfalt und Beweglichkeit eine notwendige Antwort sind auf die Pluralität von Lebensformen, Werten und Kontexten. Frauen sind ihrer Meinung nach gezwungen, von dem Anspruch, dass Identität eindeutig und einheitlich sein muss, Abstand zu nehmen. Weibliche Identität sei

„ein Widerspruch in sich: Eindeutig, zentriert auf Berufstätigkeit, charakterisiert durch ihre berufliche soziale Identität konnten nur Männer sein, weil in deren Normalbiographie und Selbstverständnis der Beruf die zentrale strukturierende Rolle spielte und meist noch spielt. [...] Frauen können nur in Angleichung an die Männer, an männliche Normalbiographie und männliches Selbstverständnis eine eindeutige zentrierte Identität entwickeln. Das wäre aber keine ‚weibliche‘, sondern eine ‚männliche‘, die sich nicht so einfach mit ihrer Geschlechtsidentität – dem Bewusstsein, eine Frau zu sein – vereinen lässt“ (Bilden, 1997, S. 232).

In den 50er und 60er Jahren, geprägt vom Wiederaufbau und dem Beginn von stabilem und kontinuierlichem Wirtschaftswachstum, beinhaltete die Identitätsfrage für Frauen noch die Eindeutigkeit, für Kinder und Familie zuständig zu sein, sich zu identifizieren als „ich bin die Frau von ... und die Mutter von ...“. Angesichts von niedrigen Geburtenraten, hohen Scheidungszahlen und längerer Lebenserwartung ist dies nach Bilden (1997) heute für Frauen keine realistische, keine eindeutige Wahl- und Zentrierungsmöglichkeit mehr.

Wirtschaftliche Faktoren, die Erweiterung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen, die Frauenbewegung der 60er und 70er Jahre, sowie medizinische Entwicklungen, die unter anderem die Planbarkeit und Verhütung von Schwangerschaften beinhaltete sowie Veränderungen im generativen Verhalten trafen zusammen. Diese Entwicklungen führten erstmals zur Autonomisierung, zur ökonomischen Selbständigkeit als regelhafter Bestandteil für den Lebenslauf von Frauen, sie erhielten die Option, ob und wann sie sich fortpflanzen wollten.

Diese Entwicklungen galten in besonderem Maße für das Leben von Akademikerinnen, auch wenn sich generell die Inhalte und die Bedeutung der Identitätsbereiche Beruf und Karriere sowie Partnerschaft und Familie in wesentlichen Punkten veränderte.

Gesellschaftliche Lebensbedingungen sind eine wesentliche Komponente in der Entwicklung von Identität, so dass Identitätsveränderungen als Folge von gesellschaftlichen Veränderungen denkbar sind. Identität stellt auch einen Spiegel der gesellschaftlichen Bindungen dar, entwickelt sich in einem gesellschaftlichen Kontext, aus der Interaktion mit der Umwelt heraus, aus Erfahrungen mit und in dieser Umwelt. Deren subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit, also deren erlebte Intensität, bestimmt die Relevanz dieser Erfahrungen für die individuelle Identitätsbildung. Entwickelte Identität nimmt dann wiederum Einfluss auf das Verhalten des Subjekts, bestimmt welche subjektive Bedeutsamkeit ein Individuum verschiedenen Zielen in seinem Leben gibt, beeinflusst das Handeln und die Motive des Individuums.

In den Identitätstheorien werden die 50er Jahre zum Teil explizit als der Zeitpunkt benannt, seitdem sich die Gesellschaft so entwickelt hat, dass Identität nun zu einer nicht enden wollenden Aufgabe wurde. Vor allem die zunehmenden Differenzierungsprozesse bedingen, dass Identitätsbildung zu einem lebenslangen Prozess wurde, so dass eine Untersuchung von Identität und Identitätsprozessen nicht auf die Adoleszenz begrenzt bleiben kann (Keupp, 1998).

Geissler und Oechsle (1996, S. 2) sprechen sogar von der „einseitigen Modernisierung des Frauenlebens“, die eine doppelte Lebensführung in Familie und Beruf suchen. Sie müssen individuell konstruieren, wie sie ihre Prioritäten setzen, für wie relevant sie berufliche Karriere, finanzielle Autonomie, Familie, Kinder, soziale versus kognitive Orientierung halten. Insofern unterscheidet sich heute weibliche Identität von männlicher Identität, dass sie nicht eindeutig zentriert und weniger kohärent ist.

Auf der Grundlage der gesellschaftlichen Veränderungen und der theoretischen Basis der Identitätstheorien wurden die vier identitätsrelevanten Lebensbereiche herausgearbeitet, die auf Identitätsveränderungen hin untersucht werden sollen:

- „Bildung und Ausbildung“
- „Beruf und Karriere“
- „Partnerschaft und Ehe“
- „Kinder und Familie“

## **6. Hypothesen und Fragestellung**

Führen gesellschaftliche Veränderungen zu einer veränderten Identität von, in diesem Fall, akademisch gebildeten Frauen? Ist dies der Fall, müssten sich die Identitätszustände von Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurden, in den oben genannten vier identitätsrelevanten Lebensbereichen von Frauen unterscheiden, die in den 70er Jahren geboren wurden, also in einer Zeit als die gesellschaftlichen Veränderungen schon stattgefunden haben.

Die Annahme ist, dass sich die im Theorieteil beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen auf die „Innere Verpflichtung“ und „Exploration“ auswirken und somit quantitative Unterschiede im Identitätsstatus von Frauen zu finden sein müssten, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten geboren wurden, da sich Identität auch im Austausch mit der Umwelt entwickelt und hauptsächlich als Ergebnis des Entwicklungsprozesses von der Geburt bis zur Adoleszenz betrachtet werden kann. In diesen Jahren spielen sowohl die Eltern eine prägende Rolle als auch das soziale Umfeld, das dem Heranwachsenden sozial definierte Rollen und Verhaltensweisen bietet und auch aufdrängt (Erikson, 1980).

Die folgenden Hypothesen 1-4 beinhalten einen Vergleich der beiden Frauengruppen im gleichen Alter. Es soll verglichen werden, wie sich die Frauen im Alter zwischen 30 und 40 Jahren verhalten und Entscheidungen treffen – zu einem Zeitpunkt im Leben, in dem in der Regel die Partnerfindung, Fragen der Fortpflanzung und der Berufstätigkeit im Zentrum des Lebensinteresses stehen. Die in den 50er Jahren geborenen Frauen werden deswegen in allen Bereichen **retrospektiv** nach ihren Einstellungen, Haltungen und Entscheidungen befragt, während für die 70er Jahre Frauen nur der Bereich „Bildung und Ausbildung“ vom Inhalt her klar retrospektiv definiert ist und so Identitätszustände erfragt werden, deren Entwicklung für beide Frauengruppen klar abgeschlossen ist. Der Bereich „Kinder und Familie“ ist für die 50er Jahre Frauen aus biologischen Gründen abgeschlossen, während sich die Fragen für die 70er Jahre Frauen sowohl auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart beziehen. Bezogen auf die Bereiche „Beruf und Karriere“ und „Partnerschaft und Ehe“ werden dementsprechend nur die in den 50er Jahren geborenen Frauen retrospektiv befragt.

Da Identität als ein fortlaufender Prozess der eigenen Lebensgestaltung verstanden wird, ist es für diese Untersuchung von Bedeutung wie die Frauen ihr Verhalten in diesen Lebensbereichen zum Zeitpunkt der Befragung verstehen. Nach Keupp (2006) ist das zentrale Merkmal der Identitätsarbeit die Selbsterzählung, d.h. hier, wie die Frauen die Ereignisse und Entscheidungen in ihrem Leben aufeinander beziehen und welchen Wert sie diesen heute retrospektiv gesehen geben.

Konkret werden folgende Hypothesen untersucht:

### **Hypothese 1**

*Akademikerinnen, die in den 70er Jahren geboren wurden, unterscheiden sich zum jetzigen Zeitpunkt (Alter: 30-40 Jahre) in ihrem Identitätsstatus in den Lebensbereichen „Bildung und Ausbildung“, „Berufstätigkeit und Karriere“, „Partnerschaft und Ehe“ sowie „Kinder und Familie“ von Akademikerinnen, die in den 50er Jahren geboren wurden, als diese im gleichen Alter waren (retrospektive Beurteilung).*

Da sich in der Gesellschaft in den genannten identitätsrelevanten Lebensbereichen Wesentliches verändert hat (vgl. Abschnitte 3.1.-3.8.), wird vermutet, dass sich diese Veränderungen in unterschiedlichen Identitätszuständen der Frauen aus den Jahrgängen 1950-1960 versus der Frauen aus den Jahrgängen 1970-1980 niederschlagen. Vor allem hinsichtlich der Identitätszustände „Übernommene“ und „Erarbeitete Identität“ werden Unterschiede erwartet. Die Notwendigkeit eigene Lebensziele und -entwürfe zu entwickeln, müsste bei der jüngeren

Frauengeneration zu einem Rückgang des Identitätszustands „Übernommen“ in den Lebensbereichen „Partnerschaft und Ehe“ und „Kinder und Familie“ führen. In ihrer Sozialisation gab es weniger klar definierte Rollenerwartungen, mehr Freiheiten und Möglichkeiten zur Lebensgestaltung, so dass man erwarten kann, dass diese Frauen hier mehr Offenheit zur „Exploration“ hatten und nutzen konnten.

In den Lebensbereichen „Bildung und Ausbildung“ sowie „Beruf und Karriere“ ist dagegen zu erwarten, dass in der jüngeren Frauengruppe häufiger der Identitätszustand „Übernommen“ oder „Erarbeitet“ beobachtet werden kann – Identitätszustände, die sich durch „Innere Verpflichtung“ auszeichnen. In diesen beiden Bereichen gab es in der Gesellschaft schon die Erwartung, dass Frauen eine gute Schulbildung absolvieren und Berufstätigkeit eine wesentliche Rolle in ihrem Leben spielen wird.

### **Hypothese 2**

*Die subjektive Bedeutsamkeit des identitätsrelevanten Lebensbereichs „Beruf und Karriere“ wird von der jüngeren Gruppe heute höher bewertet, als es die ältere Gruppe damals getan hat.*

Die Vermutung ist, dass die in der Gesellschaft stattgefundenene Verschiebung der wesentlichen Inhalte der Rolle der Frau, weg von der Betonung von Mutterschaft und Hausfrauendasein hin zu Bildung und Berufstätigkeit, sich auch in einer entsprechenden Verschiebung der subjektiven Bedeutsamkeit des Bereichs „Beruf und Karriere“ widerspiegelt.

### **Hypothese 3**

*Die subjektive Bedeutsamkeit des identitätsrelevanten Bereichs „Kinder und Familie“ wird von der jüngeren Gruppe heute geringer bewertet, als es die ältere Gruppe damals getan hat.*

Wie oben beschrieben ist davon auszugehen, dass die deutlich geringere Betonung von Mutterschaft in der Gesellschaft zu einer geringeren subjektiven Bedeutsamkeit von dem Bereich „Kinder und Familie“ bei in den 70er Jahren geborenen im Vergleich zu den in den 50er Jahren geborenen Frauen geführt hat.

### **Hypothese 4**

*Die in den 70er Jahren geborenen Akademikerinnen verhalten sich in ihrem Handeln heute zielgerichteter im Lebensbereich „Berufstätigkeit und Karriere“ als im Lebensbereich „Partnerschaft und Ehe“, während die in den 50ern geborenen Akademikerinnen in beiden Berei-*

*chen damals gleichermaßen zielgerichtet handelten bzw. sogar zielgerichteter im Lebensbereich „Partnerschaft und Ehe“ vorgingen.*

Mit dieser Hypothese wird geprüft, ob sich der Eindruck bestätigt, dass zwar beide Zielgruppen in der Lage sind, zielgerichtet zu handeln, aber die jüngere Frauengruppe diese Fähigkeit geringer auf den Bereich „Partnerschaft und Familie“ anwendet, während die ältere Frauengruppe ihr zielgerichtetes Handeln in diesen beiden Bereichen gleichwertiger oder sogar verstärkt im Bereich „Partnerschaft und Ehe“ eingesetzt hat. Dies würde voraussetzen, dass sich die beiden Gruppen auch in ihren Kontrollüberzeugungen hinsichtlich der beiden Bereiche unterscheiden.

Ergänzend zu den Hypothesen, die auf Unterschiede im Identitätsstatus, der subjektiven Bedeutsamkeit der einzelnen Lebensbereiche und der Zielgerichtetheit fokussieren, erscheint es sinnvoll, qualitative Unterschiede in vermeintlich ähnlichen Aussagen näher zu untersuchen. Die folgenden Fragestellungen 1 und 2 beziehen sich wieder auf einen Vergleich der beiden Frauengruppen zu dem Zeitpunkt als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren.

### **Fragestellung 1**

Aus den eingangs beschriebenen Erfahrungen in der Praxis heraus wird vermutet, dass es zwischen den beiden Frauengruppen auch inhaltliche Unterschiede in der Haltung zu dem Bereich „Beruf und Karriere“ gibt: *Wie beschreiben die beiden Frauengruppen ihre „Innere Verpflichtung“ in dem Bereich „Beruf und Karriere“ damals und heute?*

### **Fragestellung 2**

Die zweite Fragestellung zielt ebenfalls auf die Variable „Innere Verpflichtung“ ab und zwar hier in Bezug auf den Kinderwunsch. Wie gehen bzw. gingen die beiden Frauengruppen mit einem Kinderwunsch um? Wie stellt/e sich der Wunsch dar, welche Unterschiede gibt es hier? Spiegeln sich hier die unterschiedlichen gesellschaftlich akzeptierten Möglichkeiten und Ansprüche in den Argumenten der Frauen wider? Die konkret zu untersuchende Frage lautet: *Wie beschreiben die in den 50er Jahren geborenen Frauen ihren Kinderwunsch und die damit verbundenen, damals getroffenen Entscheidungen im Vergleich zu den in den 70er Jahren geborenen Frauen, deren Familienplanung noch nicht abgeschlossen ist?*

Die dritte Fragestellung betrifft die Veränderungen des Identitätsstatus **innerhalb** der älteren Kohorte. Untersucht wird, wie sich die Identitätszustände und die subjektive Bedeutsamkeit

von den in den 50er Jahren geborenen Frauen von der Zeit, als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren, bis zum Zeitpunkt der Untersuchung (Alter: 50 bis 60 Jahre) verändert haben. Da Identität auch als ein lebenslanger Prozess verstanden wird, auch als Folge der zunehmenden Differenzierungsprozesse in der Gesellschaft (Keupp, 1998), erscheint es interessant, die Frauen nach ihren heutigen Einstellungen und Haltungen zu fragen, wie aus ihrer Sicht eventuelle Veränderungen entstanden sein könnten. Die Bereiche „Beruf und Karriere“ sowie „Partnerschaft und Ehe“ wurden ausgewählt, da diese Bereiche für die Frauen auch zum Zeitpunkt des Interviews noch relevant sind, während „Bildung und Ausbildung“ als auch „Kinder und Familie“ biographisch abgeschlossen sind. Die konkrete Fragestellung lautet:

### **Fragestellung 3**

*In wieweit haben die gesellschaftlichen Veränderungen bei der Gruppe von Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurde, zu Veränderungen in ihren Identitätszuständen und der subjektiven Bedeutsamkeit in den untersuchten Bereichen „Beruf und Karriere“ und „Partnerschaft und Ehe“ im Laufe ihres Lebens geführt? Von welchen Ereignissen und Einflüssen berichten die Frauen?*

## **7. Methodisches Vorgehen**

Die Herangehensweise für den Aufbau und die Auswertung der Untersuchung orientiert sich an den Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Es wurde induktiv vorgegangen, indem aus zunächst einzelnen Beobachtungen in einer gestalttherapeutischen Praxis sich Zusammenhangsvermutungen entwickelten, die sich dann durch verschiedene Medienberichte über generative Entwicklungen verdichteten (Mayring, 2002). Aus diesen Beobachtungen heraus entstanden die ersten Vermutungen über eine Veränderung in der Identität von Akademikerinnen unterschiedlicher Jahrgänge und einen eventuellen Zusammenhang zwischen zunehmender Partnerlosigkeit und damit zusammenhängend zunehmender Kinderlosigkeit von Akademikerinnen und veränderter Identität.

Um verwertbares Datenmaterial zu erhalten, wurden halbstrukturierte Interviews gewählt, in denen Fragen als ein Leitfaden dienen, jedoch Spielräume in den Frageformulierungen, Nachfragestrategien und Abfragefolge der Fragen gelassen werden.

Das halbstrukturierte Interviewverfahren räumt dem Probanden zwar mehr Freiheiten ein, überlässt aber eine notwendige inter- und intraindividuelle Vergleichbarkeit dem Zufall, da die Selbstbeschreibungsdimensionen von Proband zu Proband wechseln können und ent-



spricht so nicht dem erforderlichen Anforderungsprofil für die Erforschung von Identität (Haußer 1995).

Das Thema der vorliegenden Arbeit beinhaltet zudem einen Vergleich. Akademikerinnen, in den 70er Jahren geboren, wurden vergleichend in den 50er Jahren geborenen Akademikerinnen gegenübergestellt. Die für eine Vergleichsstudie notwendige Übereinstimmung von Dimensionen, die für das vorliegende Thema zentral sind, bilden hier Geschlecht, Bildung und Ausbildung (Flick et al., 2007).

### **7.1. Die Erhebungsinstrumente**

In Anlehnung an das FIS, einem halbstrukturierten Interview, mit dem die Identitätszustände von Probanden in den Bereichen „Ausbildung / Berufstätigkeit“, „Politische Überzeugung“, „Freundschaft und Partnerschaft“ sowie „Heimat / regionale Identität“ erfasst werden und zusätzlich die subjektive Bedeutsamkeit der Identitätsbereiche in Relation zu den anderen Identitätsbereichen erfragt wird (Haußer, 2007), wurde ein eigener Interviewleitfaden entwickelt. Die von Haußer gewählten identitätsrelevanten Lebensbereiche wurden für diese Untersuchung durch die identitätsrelevanten Lebensbereiche „Bildung und Ausbildung“, „Beruf und Karriere“, „Partnerschaft und Ehe“ sowie „Kinder und Familie“ ersetzt. Diese entsprechen den Bereichen der Gesellschaft, in denen bedeutende Veränderungen in den Jahren 1950-2000 stattgefunden haben, es sind identitätsrelevante Bereiche und sie decken die in Hypothese 1 beinhaltete Aussage ab.

Auch die Fragen des FIS wurden den Besonderheiten der vorliegenden Stichprobe angepasst, so dass eventuelle Unterschiede in den Identitätszuständen der beiden Gruppen herausgearbeitet werden können. Die einzelnen Interviewfragen finden sich im Anhang.

Anschließend an die Fragen zu den vier Lebensbereichen wurden die Probandinnen, wie auch im FIS, aufgefordert, den einzelnen Lebensbereichen eine Rangfolge zu geben, so dass die subjektive Bedeutsamkeit der jeweiligen Bereiche erhoben wird. Die Fragen wurden den veränderten Bereichen entsprechend formuliert.

Der Einstieg in das Interview beginnt mit der Anonymitätssicherung und einem groben Überblick über den Ablauf. Dann werden die biographischen Daten wie Geburtsjahr, Bildungs- und Berufsweg sowie die derzeitige Tätigkeit abgefragt. Es folgen Fragen zum Familienstand und der Anzahl der Kinder. Als Informationen zum familiären Hintergrund dienen die Fragen zum Bildungs- und Berufstatus der Eltern sowie zu dem Familienstand der Eltern (verheiratet, geschieden, Anzahl der Kinder).

Für die in den 50er Jahren geborenen Frauen ist es zudem wichtig zu fragen, wie gut sich diese Probandinnen an die Zeit, als Sie wesentliche Entscheidungen zur Berufs- und Karriereplanung und zur Familienplanung trafen, erinnern können bzw. wie nah ihnen dieser Themenbereich heute noch ist.

Anschließend folgen Fragen zu den einzelnen identitätsrelevanten Lebensbereichen (vgl. Anhang). Diese Fragen zielen darauf ab, herauszufinden, ob und inwieweit die Frauen sich diesen Bereichen gegenüber innerlich verpflichtet fühlen bzw. fühlten, für wie wichtig sie diesen Bereich in ihrem Leben halten bzw. hielten und ob bzw. inwieweit sie gedanklich oder faktisch exploriert haben oder ob sie ohne Hinterfragung Einstellungen und Haltungen übernommen haben. Wie sind Entscheidungsprozesse abgelaufen bzw. wie laufen sie ab, wie zufrieden sind bzw. waren sie mit ihren Lebensformen? Hierbei musste für die in den 50er Jahren geborenen Frauen immer wieder gesondert retrospektiv gefragt werden, für den Zeitraum zwischen 30 und 40 Jahren, sowie aktuell, zum Zeitpunkt des Interviews.

Anschließend folgten die Fragen zu der subjektiven Bedeutsamkeit der einzelnen Lebensbereiche. Die Probandinnen wurden aufgefordert, den erwähnten Bereichen eine Rangfolge gemäß ihrer persönlichen Bedeutung zu geben. Außerdem wurden sie befragt, ob es schon einmal eine Veränderung in dieser Rangfolge gegeben hat, welche Wechselwirkungen es vielleicht gab.

Den Abschluss des Interviews bildeten Fragen zur Kontrollüberzeugung, der handlungsbezogenen Komponente von Identität. Die bisherigen Fragen zielten vor allem auch auf die Erfragung der inneren Verpflichtungen der Probandinnen, nach Haußers Theorie der Selbstregulation eine Ergebnisvariable von Identität (Haußer, 1995). Mittels dieser Abschlussfragen für die Identitätsbereiche „Beruf und Karriere“ und „Partnerschaft und Ehe“ wird untersucht, inwieweit die Frauen ihre Bedürfnisse und Interessen in diesen Bereichen als von ihnen kontrollierbar und steuerbar einschätzen und sie diese ins Handeln umgesetzt haben bzw. umsetzen.

Im Laufe der Interviews wurde deutlich, dass es sich manchmal thematisch anbot, diese Fragen im Interviewverlauf zu stellen. Deshalb wurden diese Fragen nicht in allen Interviews an das Ende des Interviews gestellt, sondern wenn es sinnvoll erschien, während über den Bereich „Beruf und Karriere“ und „Partnerschaft und Ehe“ gesprochen wurde.

## **7.2. Auswahlkriterien der Interviewpartnerinnen**

Um die möglichen Auswirkungen von veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und Erwartungen an Frauen auf die Identität von Akademikerinnen zu untersuchen, bietet sich

eine Vergleichsstudie an. Da das Ende der 60er Jahre den Zeitraum bildet, in denen umfassende Veränderungsprozesse begannen, wurden als erste Gruppe 20 Akademikerinnen gewählt, die in den 50er Jahren geboren wurden, d.h. ihre Sozialisation fand noch in den 50er Jahren oder frühen 60er Jahren statt. Als Vergleichsgruppe wurden 20 Akademikerinnen gewählt, die in den 70er Jahren geboren wurden, so dass ihre Sozialisation in einer Zeit stattfand, in der die Veränderungsprozesse schon im Alltag angekommen waren. Sozialisation wird hier verstanden als „den Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung in dialektischer Beziehung mit der gesellschaftlich vermittelten sozialen Umwelt“ (Hurrelmann, 1976, zitiert nach Haußer, 1995, S. 85).

Eine Vergleichsgruppe aus den 80er Jahren hätte eine noch unterschiedlichere Sozialisation aufzuweisen, aber sowohl für den Partnerfindungsprozess als auch vor allem den Familiengründungsaspekt wäre diese Gruppe im Jahr 2008 mit einer Altersspanne von 19 bis 28 Jahren, dem Beginn der Überlegungen zu dieser Arbeit, zu jung gewesen.

Als Auswahlverfahren wurde eine bewusste Auswahl mittels eines erweiterten Schneeballverfahrens angewandt (Schnell, Esser & Hill, 2005). Um einen Kontakt zu möglichen Probandinnen zu erlangen, diente ein Handout, das zunächst an verschiedene, persönlich bekannte Frauen verteilt wurde. Als notwendige Merkmale der Probandinnen wurden Geschlecht, akademischer Ausbildungsabschluss und Alter genannt (vgl. Anlage A). Als akademischer Abschluss wurde ein Universitätsabschluss, Fachhochschulabschluss und Abschluss einer pädagogischen Ausbildung zum Lehramt verstanden.

Familienstand und Kinderzahl bildeten keine Auswahlkriterien, ebenso wenig wie die Frage, ob die Probandin in einer homo- oder heterosexuellen Beziehung lebt, es galten ausschließlich die Merkmale Geschlecht, Ausbildung und Alter.

Um eine dominante Clusterbildung einer einzelnen Berufsgruppe möglichst zu vermeiden, gab es Handouts an verschiedene Berufsgruppen: Zwei Gestalttherapeuten, einen Lehrer und drei Personen aus dem medizinischen Umfeld (Pharmazeutin, Ärztin und Krankenschwester) sowie eine aus dem betriebswirtschaftlichen Umfeld. Außerdem bekamen die ersten Probandinnen Handouts und wurden gebeten, mittels des Handouts Bekannte und Freunde für ein Interview zu werben. So wurden unterschiedliche Schneeballstränge angelegt (Merkens, 2007).

Alle 40 Probandinnen (20 Frauen geboren in den 50er Jahren und 20 Frauen geboren in den 70er Jahren), die sich meldeten, lebten in Großstädten, 90% im Hamburger Stadtgebiet, 10% in München bzw. Düsseldorf. Die Geburtsorte waren über ganz Deutschland verteilt. Den angelegten unterschiedlichen Strängen entsprechend, kommen die Probandinnen sowohl

aus verschiedenen Berufsgruppen als auch aus den gleichen Berufsfeldern wie Tabelle 1 darstellt:

Tabelle 1

Berufsfeld-Anteile der Probandinnen

Berufsfeld	Anteil	
	50er Jahre	70er Jahre
Schule bzw. Berufsbildung	25%	10%
Medizin und Pharmazie	25%	0%
Psychologie und Psychotherapie	25%	10%
Wirtschaft	15%	55%
Kunst	5%	10%
Journalismus	5%	5%
Architektur		5%
Kriminalpolizei		5%
Total	100%	100%

Auffällig bei der vorliegenden Stichprobe ist, dass in der Gruppe der 50er Jahre Frauen psychosoziale, soziale, pädagogische und medizinische Berufe eindeutig dominieren, nur 25% der Frauen dieser Gruppe arbeiteten in anderen Berufsfeldern. Zudem war es trotz zahlreicher Verbindungsstränge zu Akademikerinnen der 50er Jahre deutlich schwieriger als für die Vergleichsgruppe der 70er Jahre, die erforderlichen 20 Probandinnen zu finden. 20% der Gruppe der Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurde, erlangten das Abitur bzw. den Fachhochschulabschluss über den zweiten Bildungsweg.

Im Gegensatz hierzu hatten alle Frauen, die in den 70er Jahren geboren wurden, das Abitur über den ersten Bildungsweg gemacht und nur 20% dieser Gruppe arbeiteten im psychosozialen, sozialen oder pädagogischen und medizinischen Feld.

### 7.3. Repräsentativität der Stichprobe

Eine Repräsentativität der Probandinnen bezogen auf die Gesamtheit der westdeutschen Akademikerinnen wurde bei der Auswahl der Probandinnen nicht berücksichtigt. Deswegen soll an dieser Stelle geprüft werden, ob und inwieweit diese durch das Schneeballsystem gewonnene Stichprobe repräsentativ ist oder ob diese zufällig gewonnenen Frauen in ih-

ren Lebensumständen denen der Akademikerinnen in Westdeutschland nur gering entsprechen.

Weder das statistische Bundesamt noch andere Studien haben explizit Daten für das Jahrzehnt der 50er Jahre und der 70er Jahre für akademisch gebildete Frauen erhoben. Allerdings können einige Zahlen des Statistischen Bundesamts sowie die Ergebnisse der Mikrozensusen 1987-2008, die auch 37-40-jährige Frauen mit Universitäts- und Fachhochschulabschluss berücksichtigen, als eine Basis für einen Vergleich mit der vorliegenden Stichprobe genutzt werden (Duschek & Wirth, 2005).

Im Folgenden werden der Familienstand von Akademikerinnen in der Bevölkerung (früheres Bundesgebiet), die Zahlen zur Kinderlosigkeit und zur Teilzeit- oder Vollbeschäftigung den entsprechenden Daten der Probandinnen der vorliegenden Untersuchung gegenübergestellt.

Bezogen auf Familienstand und Partnerschaft von Akademikerinnen in der Bevölkerung im Jahr 2004 ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 2

Familienstand von Akademikerinnen nach Jahrgang

Familienstand	Duschek & Wirth, 2005	Probandinnen		
	1964 - 1967	1950 - 1959	1950 - 1959 retrospektiv	1970 - 1979
Single	23%	10%	15%	45%
Ehe	60%	55%	65%	40%
Partnerschaft	11%	10%	20%	15%
geschieden / verwitwet	6%	25%	-	-
Total	100%	100%	100%	100%

Tabelle 2 zeigt, dass es neben einigen Übereinstimmungen auch Unterschiede in den zwei bzw. drei Gruppen gibt: Mehr Probandinnen leben in einer Ehe zusammen als in einer Partnerschaft und in allen drei Gruppen leben mehr Frauen mit jemanden zusammen als alleine (70%, 65% und 55%). In der jüngeren Probandinnengruppe ist diese Differenz aber nur knapp, da immerhin 45% als Singles leben. Diese Differenz könnte dadurch erklärt werden, dass die Probandinnengruppe auch Frauen umfasst, die zum Zeitpunkt der Befragung 32- 41 Jahre alt sind, in der Vergleichsgruppe sind die Frauen 2005 zwischen 38 und 41 Jahren. Nimmt man von den Probandinnen die Frauen derselben Altersgruppe, die zwischen 1970 und

1973 geboren waren, verändert sich diese unterschiedliche Relation nicht, es sind dann 57% Single und 43 % in Ehe lebend.

Für die 50er Jahre Gruppe ergibt sich retrospektiv folgende Veränderung: Als die Frauen zwischen 30 und 40 Jahre alt waren, lebten 15 % als Single, 65% in einer Ehe und 20% in einer Partnerschaft.

Die folgende Tabelle 3 zeigt verschieden Zahlen zum Thema Kinderlosigkeit von Akademikerinnen und veranschaulicht, dass die Zahlen der hier untersuchten in den 50er Jahren geborenen Frauengruppe fast identisch mit den Zahlen des Statistischen Bundesamts sind. Für die in den 70er Jahren geborenen Probandinnen ist die Übereinstimmung mit anderen Datenquellen nicht so hoch, aber ein ähnlicher Trend lässt sich ablesen.

Tabelle 3  
Kinderlosigkeit von Akademikerinnen nach Jahrgang

Probandinnen	Statistisches Bundesamt, 2006	Konietzka & Kreyenfeld, 2007	Probandinnen	Mikrozensus 2003	Probandinnen
1950 - 1959	1951 - 1958	1955	1955	1967 - 1970	1974 - 1977
30%	32%	32%	25%	53%	60%

Nach Duschek und Wirth (2005) ist Elternschaft in hohem Maße an Partnerschaft und besonders an eine formale Eheschließung gebunden. Hierzu die Tabelle 4:

Tabelle 4  
Anteil der Akademikerinnen mit Kindern nach Familienstand und Jahrgang

Familienstand	Mikrozensus 2004	Probandinnen retrospektiv	Probandinnen
	1064 - 1967	1950 - 1959	1970 - 1979
Single	13%	33%	-
Ehe	81%	85%	62%
Partnerschaft	22%	50%	66%

Für die Probandinnen, die in den 50er Jahren geboren wurden, stimmt der genannte Zusammenhang. Für die jüngere Probandinnengruppe zeigt sich ein anderes Bild, hier haben sogar etwas mehr der Frauen, die in einer Partnerschaft zusammenleben, Kinder als die Frauen, die in einer Ehe leben. Singlefrauen haben hier zwar auch die wenigsten Kinder, Ehefrau-

en und in Partnerschaft zusammenlebende liegen aber fast auf gleicher Höhe. Die Beschäftigungslage akademischer Frauen ist generell sehr gut.

Fabian und Bredis (2009) zeigten anhand einer Absolventenbefragung zehn Jahre nach dem Examen, dass Arbeitslosigkeit bei Hochschulabsolventinnen selten auftritt und wenn, dann nur vorübergehend. Hierzu passen die Zahlen zur Erwerbstätigkeit des Jahrgangs 1964-1967: 2004 waren 83% der Akademikerinnen dieses Jahrgangs des früheren Bundesgebiets erwerbstätig. Bei den kinderlosen Akademikerinnen waren 93% erwerbstätig und 75% waren es bei den Müttern. Von diesen Erwerbstätigen wiederum waren 40% teilzeitbeschäftigt, davon 16% kinderlose Akademikerinnen und 63% Mütter. D.h., in der Gesamtbevölkerung sind hoch qualifizierte Frauen überwiegend erwerbstätig, auch als Mütter, wenngleich sind mehr als die Hälfte in Teilzeit beschäftigt (Duschek & Wirth, 2005).

Tabelle 5 zeigt, dass die Probandinnen dieser Studie ebenfalls nicht von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Die Frauen, die zum Zeitpunkt der Untersuchung nicht berufstätig waren, befanden sich entweder in Elternzeit oder hatten ihre Arbeitsstelle gekündigt, um sich um die Erziehung der Kinder intensiv kümmern zu können.

Tabelle 5

Erwerbstätigkeit von Akademikerinnen nach Jahrgang

Erwerbstätigkeit	Duschek & Wirth, 2005	Probandinnen retrospektiv	Probandinnen
	1964 - 1967	1950 - 1959	1970 - 1979
Vollzeit	43%	50%	50%
Teilzeit	40%	50%	15%
Nicht erwerbstätig	17%	0%	35%
Total	100%	100%	100%
Ausgewählte Gruppen:			
- Kinderlos	93%	100%	95%
- Erwerbstätige Mütter	75%	100%	86%
davon:			
- Vollzeit	37%	30%	67%
- Teilzeit	63%	70%	43%

Die Probandinnen der vorliegenden Studie sind etwas häufiger beschäftigt und auch etwas häufiger ganztags beschäftigt als die Akademikerinnen in der Gesamtbevölkerung. In allen drei Gruppen ist die Mehrheit der Mütter erwerbstätig, in der jüngeren Gruppe arbeiten

allerdings wesentlich mehr Frauen in Vollzeit als in Teilzeit. Von den Müttern der 70er Jahre Generation sind 43% in Teilzeit beschäftigt versus 63% in der akademischen Gesamtbevölkerung.

Zusammengefasst ist die Stichprobe der vorliegenden Untersuchung nicht repräsentativ, auch wenn die vorliegenden Daten der Frauen nicht generell den Daten des Statistischen Bundesamtes und der Mikrozensus widersprechen. In allen drei Gruppen lebt die Mehrheit der Frauen in einer Beziehung, die Zahlen zur Kinderlosigkeit stimmen in der Größenordnung mit den offiziellen Zahlen überein. Mehr Frauen, die in einer Partnerschaft leben, haben Kinder als Singles. Die Mehrheit der Mütter ist berufstätig. Die untersuchte Stichprobe bildet also keine für die Bevölkerung untypische Gruppe von Akademikerinnen ab, auch wenn alle der hier befragten Frauen in einer Großstadt leben.

#### **7.4. Durchführung der Interviews**

In der Regel nahmen die Probandinnen telefonischen oder E-mail Kontakt auf und konnten dann den Ort des Interviews wählen, entweder in einer Praxis für Gestalttherapie und Psychotherapie, bei ihnen zu Hause oder an ihrem Arbeitsplatz. Keine der Frauen wählte als Ort ihren Arbeitsplatz, einige wurden zu Hause aufgesucht, die meisten bevorzugten die Praxis. Fanden die Interviews in der Praxis statt, wurden sie nicht im Therapieraum abgehalten, sondern im Supervisions- und Coachingbereich, um zu verdeutlichen, dass es sich nicht um eine therapeutische Sitzung handelte.

Den Probandinnen war bewusst, dass es sich um ein Interview im Rahmen einer Dissertation handelt, dass sie keine finanzielle Vergütung erhalten und es sich um ein einmaliges Treffen handelt – ohne therapeutischen Bezug oder Anspruch (vgl. Anlage A).

Alle Interviews wurden von mir selber durchgeführt, die Teilnehmerinnen wurden gefragt, ob sie das „Du“ oder „Sie“ bevorzugen, die große Mehrheit wählte das „Du“, die anderen wurden gesiezt. Bei zwei Interviewpartnerinnen, die zu Hause aufgesucht wurden, war ihr Kleinkind anwesend, was aber beide Male kaum störend war. Die restlichen Interviews fanden unter vier Augen statt.

Keine der Interviewpartnerinnen hatte einen Einwand gegenüber der Aufzeichnung der Interviews. Das Interview dauerte in der Regel zwischen 30 und 45 Minuten, keine der Frauen hatte irgendwelche kognitiven oder emotionalen Schwierigkeiten bezüglich der Fragen.

Die in den 50er Jahren geborenen Frauen wurden am Anfang gefragt, ob sie sich noch gut an die Zeit erinnern können, als sie studiert haben und die Jahre nach dem Studium, als sie



zwischen 30 und 40 Jahren alt waren, da sich einige der Fragen auf diesen Zeitraum beziehen. Alle Frauen haben dies uneingeschränkt bejaht.

### **7.5. Die Transkription der Daten**

Alle Interviews wurden auf einen digitalen Tonträger aufgezeichnet. Der hohe Ausbildungsstand und die Professionalität der Probandinnen spiegeln sich in ihrer Eloquenz wider. Insofern wird auch ausschließlich wörtlich transkribiert und auf Deskription des Gesprächsverhaltens verzichtet, da sich für die vorliegenden Fragestellungen alle wichtigen Äußerungen im verbalen Bereich finden. So wurden auch Abweichungen von der Standardsprache nicht korrigiert, da dies für den Lesefluss nicht notwendig erschien und die Authentizität so weit wie möglich erhalten werden sollte. Aus diesem Grunde wurden auch Wiederholungen oder halbe Sätze nicht verändert, sondern originalgetreu wiedergegeben. Pausen wurden durch „...“ gekennzeichnet, unverständliche Äußerungen wurden durch „...“ ersetzt. Besonders starke Betonungen wurden in Großschreibung deutlich gemacht. Die Namen der Interviewten wurden in der Reihenfolge der Interviews alphabetisiert, im Interview erwähnte Namen durch XY ausgetauscht. Ab dem 27. Interview wurden die Namen durch den jeweils ersten und letzten Buchstaben des Alphabets ersetzt, also AZ, BY usw. (Kowall & O’Connell, 2007; Mayring, 2002). Die Geburtsorte wurden nur genannt, wenn es sich um eine Großstadt handelte, andere Orte durch die Region ersetzt, um die Anonymität zu sichern.

### **7.6. Die Auswertung**

Für die Analyse der Interviews bot sich zunächst eine qualitative Auswertung an. Anschließend wurden die qualitativen Daten quantifiziert, um auftretende Häufigkeiten darstellen und analysieren zu können. Dieses Vorgehen wurde dann um eine Signifikanzprüfung der so gewonnenen Ergebnisse mittels des Statistikprogramms SPSS 13.0 erweitert.

#### **7.6.1. Qualitative Inhaltsanalyse**

Anhand des Untersuchungsanliegens lag eine systematische Vorgehensweise nahe, die sich an identitätstheoretisch orientierten Fragestellungen orientiert. Da es für das FIS I bisher keine deduktiven Kodierregeln gibt, wurden diese für die vorliegende Untersuchung, angelehnt an die qualitative Inhaltsanalyse von Mayring (2002), entwickelt. Im Mittelpunkt dieser Analyse stehen Regelgeleitetheit, Transparenz und Objektivität. Die wesentlichen Grundsätze dieser Methode sind nach Mayring (2007) und; Mayring und Gläser-Zikuda (2008):

- Die Inhaltsanalyse ist in ein Kommunikationsmodell eingeordnet: Das Ziel der Analyse soll festgelegt werden. Die Inhaltsanalyse geht immer systematisch vor. Diese Systematik spiegelt sich wider in der Regelgeleitetheit der Analyse. Das Vorgehen folgt einem vorher formulierten Ablaufmodell, das weiter unten dargestellt wird. Das Material wird in Analyseeinheiten zerlegt und schrittweise bearbeitet.
- Arbeiten mit Kategorien: Die Analyseaspekte sind in Kategorien zu fassen, die genau begründet und im Laufe der Auswertung überarbeitet werden. Das Kategoriensystem ist das zentrale Instrument der qualitativen Inhaltsanalyse und ein wichtiger Baustein für die Nachvollziehbarkeit der Analyse durch andere.
- Die Gütekriterien: Das Verfahren soll intersubjektiv nachvollziehbar sein (Interkoderreliabilität).

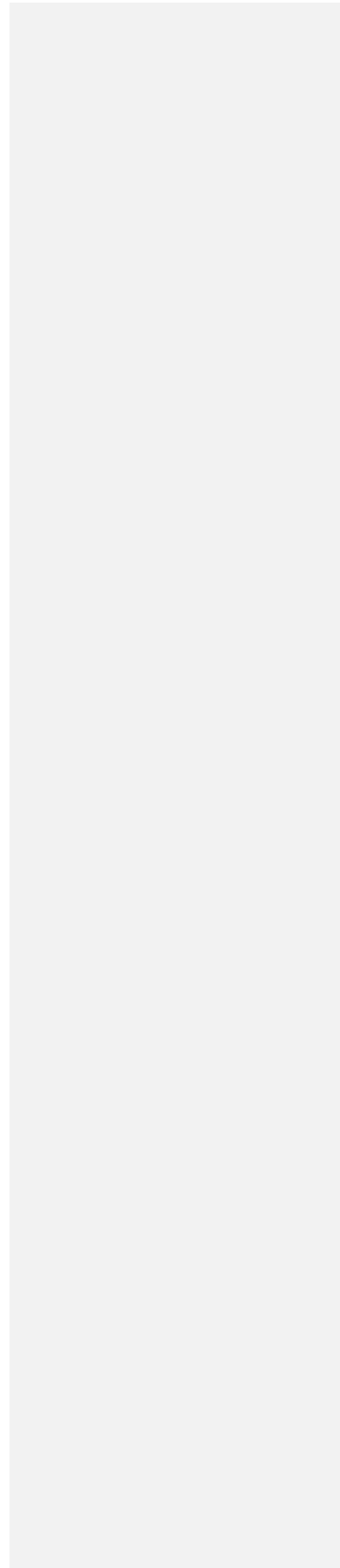
Mayring nennt drei Grundverfahren qualitativer Inhaltsanalyse: die Zusammenfassung, die Explikation und die Strukturierung. Die zusammenfassende Inhaltsanalyse hat zum Ziel, das Material so zu reduzieren, dass wesentliche Inhalte erhalten bleiben. Dies geschieht zum Beispiel mittels Paraphrasierung, Generalisierung und Reduktion (Bortz & Döring, 2006). Das Ziel der Explikation ist, unklare Textbestandteile durch zusätzliches Material, zum Beispiel andere Interviewpassagen oder Informationen über die Befragten, verständlich zu machen. Hierbei differenziert Mayring die enge und weite Kontextanalyse.

Die hier verwendete strukturierende Inhaltsanalyse hat zum Ziel, bestimmte Aspekte, eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszuarbeiten. Das Material wird unter bestimmten, inhaltlichen Kriterien eingeschätzt. Diese Struktur wird mittels eines Kategoriensystems an das Textmaterial heran getragen (Börtz & Döring, 2006; Mayring, 2008).

In der vorliegenden Arbeit ist das Ziel der Analyse, Aussagen über die Identität von Akademikerinnen unterschiedlicher Jahrgänge bezogen auf bestimmte Gegenstandsbereiche zu erhalten, um so Material für die Beantwortung der Fragestellungen und Überprüfung der Hypothesen zu erhalten. Hierfür wurden zwei Kodierleitfäden erstellt, der Kodierleitfaden A (Anhang) zur Überprüfung der Hypothesen und der Kodierleitfaden B zur Beantwortung der Fragestellungen (Anhang).

Für das Kodiersystem zur Hypothesenüberprüfung wurde das Kategoriensystem deduktiv entwickelt, theoriegeleitet anhand verschiedener Identitätsmodelle, vor allem Marcias und Haußers. Dieses Kategoriensystem wurde dann auf das Verbalmaterial angewendet, um die erhobenen Interviews zu analysieren (Mayring & Gläser-Zikuda, 2008).

Das Kategoriensystem zur Beantwortung der Fragestellungen wurde direkt aus der Sichtung des Materials heraus induktiv abgeleitet.



### **Ablauf der Analyse in acht Schritten**

Das folgende Ablaufmodell der strukturierenden Inhaltsanalyse von Mayring (2008) zeigt die notwendigen Schritte der zu leistenden Analyse, die anschließend im Einzelnen dargestellt werden:

1. Schritt: Bestimmung der Analyseeinheiten
2. Schritt: Festlegung der Strukturierungsdimensionen
3. Schritt: Bestimmung der Ausprägungen (theoriegeleitet), Zusammenstellung des Kategoriensystems
4. Schritt: Formulierung von Definitionen, Ankerbeispielen und Kodierregeln zu den einzelnen Kategorien
5. Schritt: Materialdurchlauf: Fundstellenbezeichnung
6. Schritt: Materialdurchlauf: Bearbeitung und Extraktion der Fundstellen
7. Schritt: Überarbeitung, ggf. Revision von Kategoriensystem und Kategoriendefinitionen
8. Schritt: Ergebnisaufbereitung

#### 1. Schritt: Bestimmung der Analyseeinheiten

Analysiert wurden 40 transkribierte Interviews, die das Datenmaterial dieser Arbeit bilden. Die Kodiereinheit bildet jede Textpassage, die Auskunft über einen bestimmten Identitätsbereich gibt. Der Umfang dieser Textpassage spielt dabei keine Rolle.

Die einzelnen Schritte sind detailliert im Kodierleitfaden dargestellt, der im Anhang zu finden ist (Anhang, C).

#### 2. Schritt: Festlegung der Strukturierungsdimensionen (theoriegeleitet)

Die transkribierten Interviews wurden folgendermaßen strukturiert:

1. Lebensbereich Bildung und Ausbildung
2. Lebensbereich Berufstätigkeit und Karriere
3. Lebensbereich Partnerschaft und Ehe
4. Lebensbereich Familie und Kinder
5. Subjektive Bedeutsamkeit dieser vier Bereiche
6. Einflussnahme und Handeln bezogen auf Beruf und Karriere
7. Einflussnahme und Handeln bezogen auf Partnerschaft und Ehe

Die Punkte 1-7 folgen dem Verlauf des Interviewleitfadens FISII für Akademikerinnen.

### 3. Schritt: Bestimmung der Ausprägungen (theoriegeleitet) und Zusammenstellung des Kategoriensystems

Bei der Frage nach den Identitätsstadien werden die vier Lebensbereiche getrennt voneinander betrachtet. Die Kategorien sind „Exploration“ und „Innere Verpflichtung“.

„**Exploration**“ wird der Definition Marcias (1993) folgend verstanden als das Vorhandensein oder die Abwesenheit von einer *Phase*, in der eine *Entscheidung* getroffen wird. Da es sich bei der vorliegenden Untersuchung um eine erwachsene Probandinnengruppe handelt, wird hier vor allem darauf geachtet, ob es eine Historie zur Abwägung und Erkundung verschiedener Alternativen gab bzw. gibt oder ob ohne jegliche Abwägung Entscheidungen getroffen wurden.

„**Innere Verpflichtung**“ wird ebenfalls in Anlehnung an Marcia (1993) verstanden als die Frage nach der Bereitschaft, persönlich zu investieren, wie viel Bedeutung wird einem Gegenstandsbereich gegeben. Bei der vorliegenden Altersgruppe wird berücksichtigt, dass auf Grund gemachter Erfahrungen eine eindeutige Haltung eingeschränkt sein kann, es aber trotzdem klar erkennbar sein muss, dass der Gegenstandsbereich für die Person von Bedeutung ist.

Die relevanten Ausprägungen der Kategorien sind dichotom, Exploration (E) und keine Exploration (KE) bzw. Innere Verpflichtung (IV) und keine Innere Verpflichtung (KIV).

Die Kategorie für die subjektive Bedeutsamkeit dieser vier Lebensbereiche folgt der Definition der subjektiven Bedeutsamkeit von Haußer (1995; vgl. Abschnitt 4.7.1). Sie bildet die Rangfolge und die Gewichtung dieser Bereiche. Jede Frau wird am Ende des Interviews gefragt, welchen dieser vier Bereiche sie bei einer Rangfolgebewertung auf Platz 1 bis Platz 4 setzen würde, wenn sie sich für oder gegen einen Bereich entscheiden müsste. Für die 50er Jahre Frauen wird die Frage sowohl für den Zeitpunkt des Interviews gestellt als auch retrospektiv, als sie in dem Alter zwischen 30 und 40 Jahre alt waren.

Die Kategorien für die Kontrollüberzeugung in den Lebensbereichen „Beruf und Karriere“ und „Kinder und Familie“ sind deduktiv aus Haußers Identitätstheorie (1995) abgeleitet, beziehen sich auf Identität als Bedingungsvariable für das Handeln. Deren relevanten Ausprägungen (dichotom) sind in Klammern angegeben:

- Einflussnahme und Handeln bezogen auf Beruf und Karriere: Einschätzung der Möglichkeit der aktiven Einflussnahme auf Beruf und Karriere (ja/nein); Einschätzung des eigenen aktiven Handelns (ja/nein)
- Einflussnahme und Handeln bezogen auf Partnersuche: Einschätzung der Möglichkeit der aktiven Einflussnahme auf Partnerfindung (ja/nein); Einschätzung des eigenen aktiven Handelns (ja/nein)

In Bezug auf die offenen Fragestellungen wurden deduktiv keine Kategorien formuliert. Diese wurden induktiv entwickelt und werden demnach als Ergebnis im Abschnitt 8 dargestellt.

#### 4. Schritt: Formulierung von Definitionen, Ankerbeispielen und Kodierregeln zu den einzelnen Kategorien

Die deduktiv generierten Kategorien wurden theoriegeleitet definiert, die induktiv entwickelten Kategorien wurden in Abgrenzung voneinander aus dem Material und in Bezug zu der jeweiligen Fragestellung definiert. Die Ankerbeispiele dienen zur Verdeutlichung und sind ebenso wie die Kodierregeln im Anhang zu finden (Anhang und C).

#### 5. Schritt: Materialdurchlauf

##### *Fundstellenbezeichnung der deduktiv generierten Kategorien*

Im ersten Durchlauf werden die 40 transkribierten Interviews anhand der sieben Punkte, also der vier Lebensbereiche, deren subjektiver Bedeutsamkeit sowie der Kontrollüberzeugung im Lebensbereich „Beruf und Karriere“ und „Kinder und Familie“ strukturiert. Im zweiten Durchlauf werden die den Kategorien zuzuordnenden Textstellen farblich markiert. Im dritten Durchlauf werden die Textbeispiele, die den Unterkategorien zuzuordnen sind, ebenfalls farblich markiert.

#### 6. Schritt: Materialdurchlauf: Bearbeitung und Extraktion der Fundstellen

Die zugeordneten Textstellen wurden aus dem Material systematisch extrahiert.

#### 7. Schritt: Überarbeitung, ggf. Revision von Kategoriensystem und Kategoriendefinition

Die Kategoriensysteme wurden anhand der extrahierten Fundstellen auf Gültigkeit und Vollständigkeit geprüft.

#### 8. Schritt: Ergebnisaufbereitung

Für die vier Lebensbereiche wurden die aus jedem Interview extrahierten Sätze den Kategorien zugeordnet. Anschließend wurde jedem Lebensbereich, dem Vierfelderschema von Haüßer folgend, ein Identitätszustand zugeordnet (vgl. Anhang).

Für die subjektive Bedeutsamkeit der vier Bereiche wurde die im Text genannte Rangfolge in die Auswertungstabelle übertragen.

Für die „Einflussnahme und Handeln bezogen auf Beruf und Karriere“ und „Einflussnahme und Handeln bezogen auf Partnerschaft und Ehe“ wurden die extrahierten Sätze den Kategorien zugeordnet.

Im Lebensbereich „Beruf und Karriere“ wurden induktiv Kategorien erstellt und das Material darauf aufbauend ausgewertet. Entsprechend wurde für den Lebensbereich „Partnerschaft und Ehe“ sowie „Kinder und Familie“ verfahren.

Diese acht Schritte stellen die geforderte Regelgeleitetheit und Systematik der qualitativen Inhaltsanalyse sicher.

### 7.6.2. Interkoderreliabilität

Als Elemente der Zuverlässigkeit bei Inhaltsanalysen gelten Stabilität und Wiederholbarkeit (Schnell, Hill & Esser, 2005). Der Stabilität wurde durch die Intrakoderreliabilität Rechnung getragen, in dem der Forscher das Material nach sechs Monaten zum zweiten Mal kodierte.

Um die Interkoder-Reliabilität und so die Wiederholbarkeit zu gewährleisten, wurden zusätzlich 20% der Interviews (im Anhang gekennzeichnet) nach einer Einführung anhand des formulierten Kodierleitfadens von drei weiteren Kodern (zwei Diplom-Psychologen und ein Diplom-Betriebswirt) ausgewertet. Der Übereinstimmungskoeffizient wurde nach Ritsert (1972, zitiert nach Watzlawik, 2003) berechnet.

$$Z_N = \frac{N \times \ddot{U}}{\sum_{i=1}^N K_i}$$

N stellt die Anzahl der Koder dar,  $\ddot{U}$  die Übereinstimmung aller Koder und K die Anzahl der Kodierungen pro Koder. Als Interkoderreliabilitäten ergeben sich für die Lebensbereiche die in Tabelle 6 aufgeführten Werte.

Ein Quotient von  $> 0,7$  kann nach Bos und Tarnai (1989, zitiert nach Watzlawik, 2003) als zufriedenstellend betrachtet werden.

Als zusätzliches Gütekriterium wurden mehrere Interviews kommunikativ validiert. Dies geschah immer, wenn es sich bei der Probandin um eine Person aus dem weiteren Bekanntenkreis handelte, um eventuelle Voreingenommenheiten auszuschließen (Mayring, 2008).

Tabelle 6

## Interkoderreliabilitäten nach Lebensbereichen

Lebensbereich	Interkoderreliabilität
Bildung und Ausbildung	0,87
Beruf und Karriere	0,89
Partnerschaft und Ehe	0,87
Kinder und Familie	0,89
Subjektive Bedeutsamkeit	1,00
Einflussnahme und das Handeln bezogen auf:	
- Beruf und Karriere	0,93
- Partnerschaft und Ehe	0,91
Beschreibung der "Inneren Verpflichtung" im Bereich "Beruf und Karriere"	0,89
Beschreibung des Kinderwunsches und der damit verbundenen Entscheidungen	0,91

### 7.6.3. Quantitative Auswertung

Die durch die qualitative Untersuchung gewonnenen Ergebnisse wurden anschließend einer Signifikanzprüfung mit dem Statistikprogramm SPSS 13.0 unterzogen. Das Geburtsjahr stellte jeweils die unabhängige Variable, bei der Hypothese 1 bildete der Identitätszustand der Frauen in den einzelnen Lebensbereichen die abhängige Variable mit den Ausprägungen „Diffus“ (D), „Erarbeitet“ (E), „Moratorium“ (M) und „Übernommen“ (Ü).

Zur statistischen Überprüfung der Hypothese 2 wurde dagegen der Unterschied der subjektiven Bedeutsamkeit des Lebensbereichs „Beruf und Karriere“ im Vergleich der beiden Frauengruppen auf Signifikanz hin untersucht. Hier fungierte der 1.Rang als abhängige Variable mit den jeweiligen Ausprägungen „Bildung“, „Beruf“, „Partnerschaft“ sowie „Kinder“. Ebenso wurde mit dem 2.Rang, dem 3.Rang und dem 4. Rang verfahren.

Zur Prüfung der Hypothese 3 stand die unterschiedliche subjektive Bedeutsamkeit des Lebensbereichs „Kinder und Familie“ im Fokus. Hier war die abhängige Variable der Rang, den die Probandinnen dem Bereich „Kinder und Familie“ gegeben haben.

Zur Prüfung der 4. Hypothese bildete die jeweils abhängige Variable der „Einfluss auf den Beruf“, das „Handeln im Beruf“, der „Einfluss auf die Partnersuche“ sowie das „Handeln bei der Partnersuche“.



## 8. Ergebnisse

Übten große gesellschaftliche Umwälzungen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in den Bereichen Bildung, Beruf, Partnerschaften und Kinder einen Einfluss auf die Identität von Akademikerinnen in diesen Bereichen aus und wenn ja, welchen Inhalts und mit welcher Intensität?

### 8.1. Überprüfung der Hypothesen 1-4:

#### **Ein Vergleich der beiden Frauengruppen im gleichen Lebensalter (zwischen 30 und 40 Jahren)**

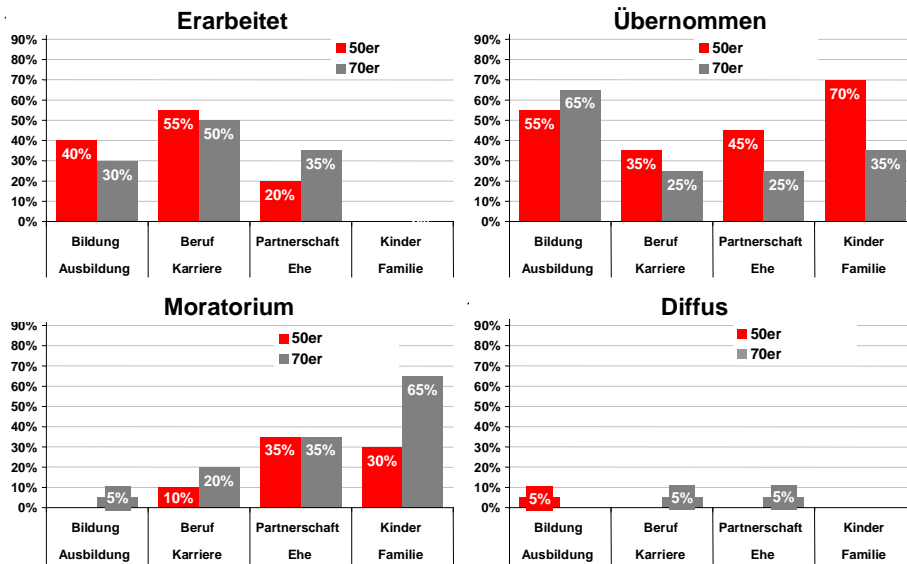
Zur Überprüfung der Hypothesen wurden die mittels der qualitativen Inhaltsanalyse gewonnenen Ergebnisse quantifiziert, um auftretende Häufigkeiten darstellen und analysieren zu können. Zur Illustration und Vertiefung der gefundenen Ergebnisse und um den Frauen, deren Antworten und Berichte die Grundlage dieser Arbeit sind, eine Stimme zu geben, wurden Zitate aus den Interviews verwendet.

#### **8.1.1. Hypothese 1: Unterschiede in den Identitätsstadien in allen vier Lebensbereichen**

Die hier folgenden Ausführungen beziehen sich bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen auf den Zeitraum zwischen der Einschulung und dem Abschluss des Studiums ebenso wie bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen. Es handelt sich um einen Vergleich des gleichen Lebensalters.

In der Gesellschaft hat sich zwischen 1950 und 2000 in den identitätsrelevanten Lebensbereichen „Bildung und Ausbildung“, „Beruf und Karriere“, „Partnerschaft und Ehe“ sowie „Kinder und Familie“ wesentliches verändert. Die Aussage dieser Hypothese war, dass sich diese Veränderungen in unterschiedlichen Identitätszuständen der beiden Frauengruppen in diesen Bereichen widerspiegeln und dass diese Unterschiede den gesellschaftlichen Veränderungen entsprechen.

Im Folgenden wird deswegen für jeden der vier Lebensbereiche dargestellt, inwieweit und in welcher Form sich die beiden Frauengruppen jeweils unterscheiden bzw. übereinstimmen. Abbildung 3 stellt die Identitätszustände aller Frauen in den vier Lebensbereichen dar. Auf den ersten Blick wird deutlich, dass der Identitätszustand „Diffus“ in allen vier Bereichen von untergeordneter Rolle ist.



**Abb. 3:** Identitätszustände der beiden Gruppen nach dem Vierfelderschema in den vier Lebensbereichen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters

#### 8.1.1.1. Der Lebensbereich Bildung und Ausbildung

Für den Bereich „Bildung und Ausbildung“ dominieren in beiden Frauengruppen klar die Identitätszustände „Erarbeitet“ und „Übernommen“, sowohl die Identitätszustände „Moratorium“ als auch „Diffus“ können hier vernachlässigt werden.

Bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen ist der Identitätszustand „Erarbeitet“ um 10% höher als bei den in den 70er Jahren Geborenen und die Dominanz von „Übernommen“ zu „Erarbeitet“ ist bei ihnen ausgeprägter: 55% zu 40% versus 65% zu 30%. Dieses Ergebnis passt zu den in Abschnitt 3 beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen hinsichtlich des Zugangs zur Bildung für Frauen.

Die in den 50er Jahren geborenen Frauen mussten sich häufiger den Zugang zur akademischen Bildung erarbeiten, da die positive Haltung zur Bildung und für ein akademisches Studium nicht so leicht übernommen werden konnte in einer Gesellschaft, die höhere Bildung für Frauen als nicht selbstverständlich erachtete.

Dieser Zusammenhang wird unterstrichen, wenn man die Auswertung der biographischen Daten hinzunimmt. Nur 80% der in den 50er Jahren geborenen Frauen erreichten die akademische Ausbildung über den ersten Bildungsweg versus 100% der 70er Jahre Frauen.

Dieser Sachverhalt spiegelt sich auch in den Schilderungen der Frauen wider. Mehrere Frauen berichteten, wie sie sich den Zugang zur Bildung gegen Widerstände erarbeiten mussten.

„Und ich hätte viel lieber Abitur gemacht. ... Mein Vater, also der kommt so aus so`ner Zeit, der sagte, also wer zweimal sitzen geblieben ist, der gehört auch nicht auf's Gymnasium .... So, und dann jetzt irgendeine Ausbildung, weil das Kind heiratet ja sowieso.“ (A, 50er Jahre, Zeile 65-72)

„Mein Vater hatte mir dringend geraten, ich solle eine Lehre machen. ... und ich hatte das immer so gedeutet, dass er mir nicht zutraut, dass ich in der Lage bin, ein Studium zu machen. Dadurch war ich natürlich so gebürstet, dass ich meinte: Auf jeden Fall.“ (KP, 50er, Zeile 65–69)

„Also ich glaube, dass in meinem Elternhaus klar war, eigentlich in helfende Berufe zu gehen und für Mädchen dann auch schon glaube ich so eher in Richtung Lehrerin, oder Erzieherin, oder vielleicht in diesem anthroposophischen Kontext irgendwas zu machen.“ (X, 50er, Zeile 72-75)

Dagegen berichten die Frauen aus der Gruppe, die in den 70er Jahren geboren wurden, ausnahmslos über eine unterstützende Haltung der Eltern, wie das folgende Zitat beispielhaft zeigt.

„Also meinen Eltern war das glaube ich schon wichtig, oder nee, es war weniger wichtig, dass ich studiert hab, sondern dass sie mir die Möglichkeit gegeben haben: Wenn ich will kann ich studieren – das war für meine Eltern glaube ich sehr wichtig, weil sie beide die Möglichkeit eben nicht hatten.“ (I, 70er, Zeile 76-79)

Eine andere häufige Aussage der Haltung der Eltern dieser Frauengruppe zur akademischen Ausbildung wird beispielhaft durch das folgende Zitat belegt:

„Normal. Das hatte so zu sein.“ (F, 70er, Zeile 45)

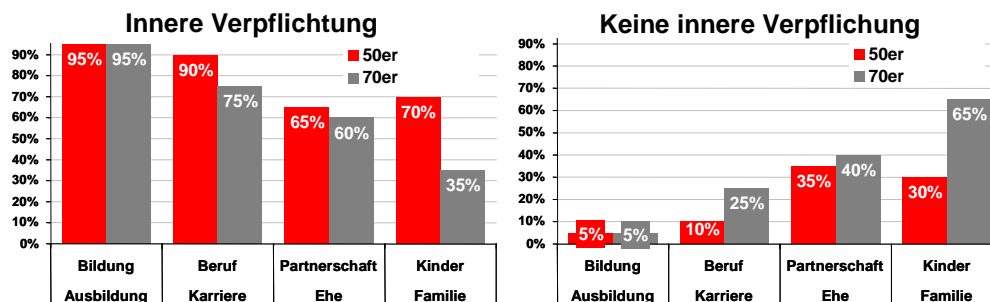
Die statistische Signifikanzprüfung ergab auf Grund der zu geringen Häufigkeiten in 4 Zellen kein relevantes Ergebnis (Fischer`s Exakter Test:  $\chi^2[3, N=40]=2,45; p=0,484$ ).

Eine statistische Prüfung ausschließlich für die Identitätszustände „Erarbeitet“ und „Übernommen“, die 90% der Frauen aufwiesen, zeigte, dass es keine signifikanten Unterschiede in diesen beiden Identitätszuständen der beiden Frauengruppen gibt (Fischer`s Exakter Test:  $\chi^2[3, N=38]=0,452; p=0,737$ ).

### 8.1.1.2. Der Lebensbereich Beruf und Karriere

Die hier und unter 8.1.1.3. „Der Lebensbereich Partnerschaft und Ehe“ sowie 8.1.1.4. „Der Lebensbereich Kinder und Familie“ folgenden Ausführungen beziehen sich bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen auf den Zeitraum zwischen 30 und 40 Jahren, bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen auf den Zeitpunkt des Interviews, da zu diesem Zeitpunkt diese Frauen zwischen 30 und 40 Jahren alt sind und so das gleiche Lebensalter verglichen werden kann.

Abbildung 3 zeigt, dass die beiden Frauengruppen sich hier nicht deutlich voneinander unterscheiden. Eine etwas deutlichere Differenzierung (15%) ergibt sich, wie Abbildung 4 zeigt, erst, wenn man die Identitätszustände bezogen auf die Variable „Innere Verpflichtung“ hin betrachtet.



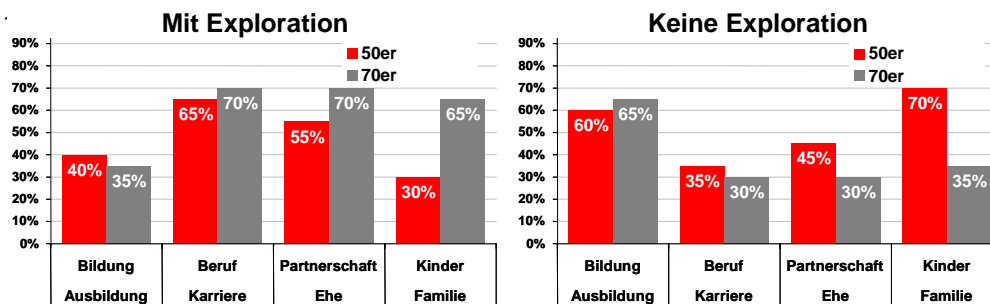
**Abb. 4:** Die Variable „Innere Verpflichtung“ der beiden Gruppen in den vier Lebensbereichen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters.

Erstaunlicherweise ist der Anteil der Frauen, die einen Identitätszustand ohne „Innere Verpflichtung“ aufweisen, bei den jüngeren Frauen um 15% höher, obwohl sich die gesellschaftlichen Bedingungen derart verändert haben, dass der Beruf eine höhere Bedeutung für das Leben der Frauen erfahren hat.

Man kann argumentieren, dass die Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurden, ohne eine hohe „Innere Verpflichtung“ weder akademische Bildung noch Berufsleben hätten erwerben können, da es weniger einfach war, diesen Weg einzuschlagen. Es bleibt aber fest-

zuhalten, dass sich in diesem Bereich keine Verschiebungen der Identitätszustände analog zu den gesellschaftlichen Veränderungen zeigen.

Dieses Ergebnis bestätigt sich, wenn man Abbildung 5 betrachtet, welche die Variable „Exploration“ darstellt: 65% versus 70% der Frauen zeigen einen Identitätszustand „mit Exploration“, und auch wenn die jüngere Frauengruppe hier den höheren Anteil „mit Exploration“ zeigt, so ist die Differenz doch sehr gering.



**Abb. 5:** Die Variable „Exploration“ der beiden Gruppen in den vier Lebensbereichen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters

Die Zitate der Frauen zu der Frage nach der inneren Verpflichtung gegenüber dem Bereich „Beruf und Karriere“ unterstreichen das Ergebnis der Analyse der Häufigkeiten, dass sich in diesem Bereich keine großen Unterschiede ergeben, auch nicht hinsichtlich der „Exploration“. Dies könnte mit der auffällig übereinstimmenden Beschreibung der Frauen hinsichtlich der Bedeutung ihres Berufes für sie in ihrem Leben zusammenhängen.

„Ich denke nicht in Kategorien von Karriere, aber auch nicht, weil es politisch inkorrekt wäre, sondern weil es mich einfach überhaupt nicht interessiert. Also ich bin glaub` ich so`n Selbstverwirklichungstier und ... Karriere ... nee.“

(Q, 50er, Zeile 283 - 286)

„Also, genau das machen zu können, wo ich meine Stärken spüre, zu merken, ich kann anderen irgendwie weiterhelfen und kann da was bewirken.“ (U, 70er, Zeile 142–144)

„[...] könnte vielleicht auch noch mehr Geld verdienen, wenn ich jetzt mehr Aufträge annehmen würde oder so, aber das ist es eigentlich gar nicht, sondern es macht Sinn und es macht zufrieden.“ (A, 50er, Zeile 166-168)

„[...] weil ich mich jetzt viel über die Inhalte und auch über die Ethik dahinter definiere. Also deswegen. Ich würde jetzt auch nicht jeden Job machen, sondern wirklich gerne was machen an dieser Schnittstelle zur Gesellschaft, was so'n bisschen politisch auch ist.“ (K, 70er, Zeile 184–187)

Die statistische Signifikanzprüfung ergab auf Grund der zu geringen Häufigkeiten in vier Zellen kein relevantes Ergebnis (Fischer's Exakter Test:  $\chi^2[3, N=40]=2,05$ ;  $p=0,563$ ). Eine weitere Signifikanzprüfung ausschließlich für die Identitätszustände „Erarbeitet“ und „Übernommen“, die mehr als die Hälfte der Frauen aufwiesen, ergab keinen statistisch signifikanten Unterschied zwischen den beiden Gruppen (Fischer's Exakter Test:  $\chi^2[3, N=33]=0,109$ ;  $p=1,000$ ).

### 8.1.1.3. Der Lebensbereich Partnerschaft und Ehe

Die Mehrheit der Frauen zeigt auch hier einen Identitätszustand von entweder „Erarbeitet“ oder „Übernommen“. Der Identitätszustand „Moratorium“ ist mit 35%, vertreten und zwar für beide Gruppen (vgl. Abb. 3).

In diesem Lebensbereich sind erstmals die Differenzen zwischen den beiden Gruppen deutlicher. 45% der in den 50er Jahren geborenen Frauen haben den Identitätszustand „Übernommen“ versus 25% der in den 70er Jahren geborenen Frauen (vgl. Abb. 3). Abbildung 5 zeigt, dass nur 55% der in den 50er Jahren geborenen Frauen diesen Bereich für sich exploriert haben versus 70% der in den 70er Jahren geborenen. Weniger Frauen der 50er Jahre Gruppe haben eine Phase in ihrem Leben gehabt, in der sie in Frage gestellt haben, ob sie in einer Partnerschaft leben wollen oder nicht bzw. nie eine Phase des Alleinlebens erlebt. Diese Unterschiede entsprechen den in Abschnitt 3 beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen und die folgenden Zitate veranschaulichen die gefundenen Unterschiede.

B: „Du lebst mit deinem Partner und drei Kindern zusammen. Seit wann und warum lebst du so?“

O: „Ich hätt' jetzt fast gesagt: Ich leb schon immer so und ich wollte auch nie anders leben. Also damit bin ich mal ganz im Reinen, muss ich sagen. Ich leb' seit ... eigentlich leb ich seit ich 18 bin so, natürlich nicht mit drei Kindern, aber in dieser Form wie ich jetzt lebe.“ (O, 50er, Zeile 122–124)

B: „[...] du hast ja früh geheiratet, gab's mal ne'Zeit in deinem Leben, wo du überlegt hast, nicht zu heiraten oder nicht mit einem Mann zusammenzuleben, also als Single?“

MN: „Nee. Das ist so schnell passiert, ich war so jung. Das hat sich so ergeben und so war`s.“ (MN, 50er, Zeile 86)

Die in den 70er Jahren geborene Frau J, die ebenfalls ihren späteren Partner sehr jung kennen gelernt hat, beschreibt ihre entstehende Beziehung deutlich anders:

„Wir sind schon sehr lange zusammen, seit [...] . Ich war` gerade 18, mein Mann war 21, und ich bin dann ja nach Kassel gegangen zum Studieren und dann haben wir gesagt, wir müssen beide erst mal unseren Weg gehen, was die Ausbildung angeht. Dann ist er nach USA gegangen und diese ganzen Entfernungen und Distanzbeziehungen mussten wir erst mal überstehen, um dann zu sehen, dass wir weiterhin zusammen bleiben wollen und da wir das alles überstanden haben und immer noch das gleiche Gefühl, da haben wir dann danach geheiratet.“ (J, 70er, Zeile 126–134).

Gibt es auch zwischen den beiden Frauengruppen einige Unterschiede hinsichtlich der Variablen Exploration, so ist die Übereinstimmung hinsichtlich der Variablen „Innere Verpflichtung“ bemerkenswert (vgl. Abb. 4).

65% der in den 50er Jahren geborenen Frauen versus 60% der in den 70er Jahren geborenen Frauen berichten von einer großen Wichtigkeit der Partnerschaft vor allem hinsichtlich des Zusammenlebens. Die Lebensform „Ehe“ wird von keiner Frau als für sie sehr wichtig beschrieben, auch wenn in beiden Gruppen die Mehrheit der sich in Partnerschaft befindenden Frauen verheiratet ist.

Auf Grund der zu geringen Häufigkeiten in 2 Zellen ergab die statistische Signifikanzprüfung kein relevantes Ergebnis (Fischer`s Exakter Test:  $\chi^2[3, N=40]=2,96; p=0,398$ ).

#### **8.1.1.4. Der Lebensbereich Kinder und Familie**

Wie Abbildung 3 zeigt, sind in diesem Lebensbereich die Unterschiede zwischen den beiden Frauengruppen am deutlichsten. So weisen mehr als doppelt so viele der jüngeren Frauen einen Identitätszustand „Moratorium“ auf, aber nur die Hälfte den Identitätszustand „Übernommen“. Nimmt man die Abbildungen 4 und 5 hinzu, fällt auf, dass die Mehrheit der in den 50er Jahren geborenen Frauen die Kinderfrage nie exploriert hat (70%) und diesem Bereich gegenüber mit 70% eine „Innere Verpflichtung“ zeigt. Im Gegensatz hierzu haben die in den 70er Jahren geborenen Frauen mit 65% die Kinderfrage exploriert und nur 35% zeigen einen Identitätszustand mit „Innerer Verpflichtung“.

Betrachtet man weiterhin das Durchschnittsalter der Frauen bei der Geburt des ersten Kindes, so werden die Differenzen auch hier unterstrichen: Waren die Mütter, die in den 50er

Jahren geboren wurden, bei der Geburt ihres ersten Kindes 29 Jahre alt, lag das Durchschnittsalter der in den 70er Jahren geborenen Mütter bei 32 Jahren, und über die Hälfte dieser Frauen sind noch kinderlos. Wahrscheinlich werden noch einige Frauen aus dieser Gruppe Kinder bekommen, das Durchschnittsalter wird sich dann aber noch dementsprechend erhöhen. Denn die kinderlosen Frauen sind 2011 im Schnitt 37 Jahre alt, nur 15% waren unter 35 Jahren aber 62% 37 Jahre und älter.

Die Kinderquote in der 50er Jahre Gruppe liegt bei 1,3 Kindern gegenüber einer Quote von 0,6 Kindern bei den 70er Jahre Frauen.

Noch weitergehend ist die Frage, ob die in den 70er Jahren geborenen Frauen generell so häufig Kinder bekommen wie die in den 50er Jahren geborenen Frauen, unabhängig von der Anzahl der Kinder. Eine statistische Überprüfung ergab hier eine Tendenz zur Signifikanz (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=4,912$ ;  $p=0,056$ ). D.h., es kann vermutet werden, dass von den 70er Jahren geborenen Frauen mehr Frauen kinderlos bleiben als von den in den 50er Jahren geborenen Frauen.

Um sichere Aussagen machen zu können, müsste man in ca. acht Jahren, wenn die generative Phase definitiv abgeschlossen ist, die Frauen noch einmal befragen. Der Trend zur geringeren Kinderzahl und geringeren Anzahl der Frauen, die Kinder haben, erscheint aber auf Grund der Altersstruktur als sehr wahrscheinlich, wenn auch generell der Kinderwunsch bei mehr oder weniger allen Frauen geäußert wurde.

In diesem Bereich belegt eine Analyse der Häufigkeiten eine Veränderung in den Identitätszuständen, die den gesellschaftlichen Veränderungen wie in Abschnitt 3 beschrieben, entspricht. Auch hier lassen sich die Ergebnisse durch Zitate aus den Interviews unterstreichen.

FU: „Unglaublich wichtig.“(FU, 50er, Zeile 149)

HS: „Sehr. ... Ich hätte gerne sechs gehabt. ... Ich glaub` dann hätte ich nicht arbeiten können. Also die Realität hat den Kinderwunsch dann doch relativiert.“ (HS; 50er, Zeile 141-147)

„Ich persönlich müsste einfach so weit sein. Ich weiß, dass die Grundvoraussetzungen dafür da sind, dass mein Freund auch so weit ist. Ich glaube, dass es im Moment nur an mir liegt, ich bin noch nicht ganz so weit und ich müsste persönlich einfach nur ankommen irgendwie und den Schritt wagen.“(Z, 70er, Zeile 206-209)

Die Signifikanzprüfung zeigte eine Tendenz zu einer statistischen Signifikanz (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=4,9$ ;  $p=0,056$ ).



### **8.1.1.5 Zusammenfassende Bewertung der Hypothese 1:**

#### **Unterschiede in Identitätsstadien analog zu gesellschaftlichen Veränderungen**

Die Hypothese 1 erweist sich nur als bedingt richtig. Im Lebensbereich „Bildung und Ausbildung“ gibt es zwar eine Tendenz hin zu mehr Selbstverständlichkeit von Bildung, die sich vor allem in den Zitaten der Frauen am deutlichsten widerspiegelt.

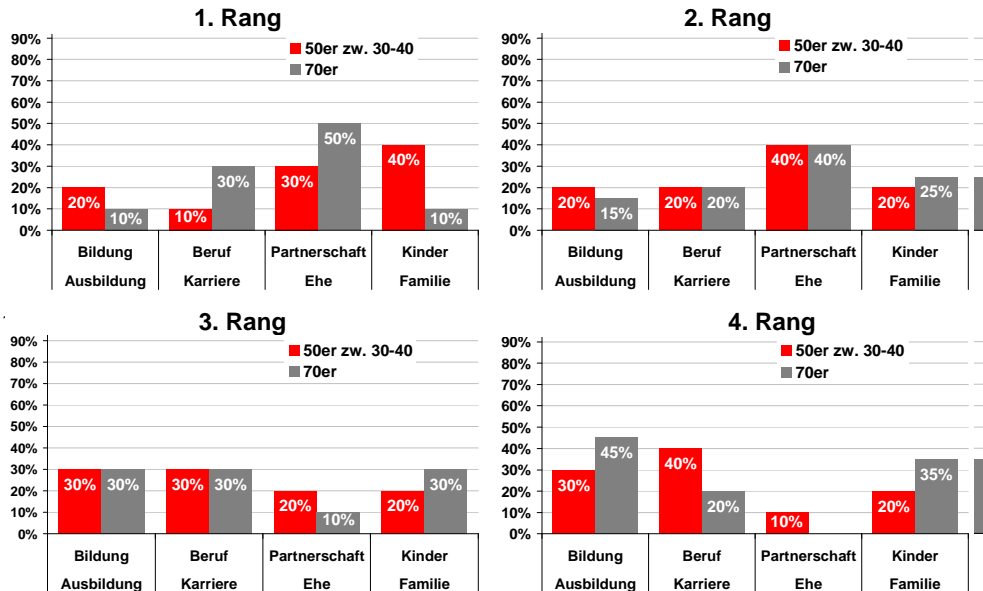
Im Lebensbereich „Beruf und Karriere“ sind keine den gesellschaftlich bedingten Veränderungen entsprechenden Verschiebungen des Identitätsstatus festzustellen. Im Lebensbereich „Partnerschaft und Ehe“ gibt es zwar eine Zunahme der Exploration der jüngeren Generation gegenüber diesem Bereich, die „Innere Verpflichtung“ ist dagegen fast gleich geblieben. Die Ehe als Versorgungsinstitution hat zwar an Bedeutung verloren, die Sehnsucht nach einer Partnerschaft aber offensichtlich nicht.

Deutlich fand die erwartete Veränderung bezogen auf den Bereich „Kinder und Familie“ statt. Die Verschiebung von mehrheitlich einem Identitätszustand „Übernommen“ bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen zu dem Zeitpunkt als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren zu dem Identitätszustand „Moratorium“ bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen zum gleichen Lebensalter geht auch einher mit einer Tendenz zur statistischen Signifikanz.

### **8.1.2. Hypothese 2: Veränderungen der subjektiven Bedeutsamkeit im Bereich „Beruf und Karriere“**

Diese Hypothese beinhaltet, dass die subjektive Bedeutsamkeit des Bereichs „Beruf und Karriere“ bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen analog zu der Entwicklung der Bedeutung des Berufs und der Karriere in der Gesellschaft größer wäre als bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen. Trifft diese Hypothese zu, so müsste dieser Bereich in der jüngeren Frauengruppe einen höheren Rang einnehmen als in der älteren Frauengruppe.

Die Abbildung 6 zeigt die Rangverteilung der beiden Frauengruppen in den vier Lebensbereichen und zeigt, dass diese Hypothese zuzutreffen scheint, da im 1. und 4. Rang deutlich zu sehen ist, dass die jüngere Frauengruppe diesem Bereich eine höhere subjektive Bedeutsamkeit zuweist.



**Abb. 6:** Die subjektive Bedeutsamkeit der vier Lebensbereiche der beiden Gruppen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters

Die größte Differenz ist im 1. Rang zu finden. 30% der in den 70er Jahren geborenen Frauen setzen diesen Bereich auf Rang 1 versus 10% der in den 50er Jahren geborenen Frauen. Des Weiteren gibt es eine Differenz im 4. Rang: Auf den letzten Rang setzen nur 20% der jüngeren Frauen diesen Bereich versus 40% der älteren Frauen.

Die folgende Platzverteilung innerhalb der Ränge 1 und 2 bei den 50er Jahre Frauen und anschließend die der 70er Jahre Frauen veranschaulicht noch einmal den Unterschied:

Die Platzverteilung innerhalb des 1. und 2. Rangs bei den 50er Jahre Frauen:

- 1. Platz: Partnerschaft und Ehe mit 70%
- 2. Platz: Kinder und Familie mit 60%
- 3. Platz: Bildung und Ausbildung mit 40%
- **4. Platz: Beruf und Karriere mit 30%**

Die Platzverteilung innerhalb des 1. und 2. Rangs bei den 70er Jahre Frauen:

- 1. Platz: Partnerschaft und Ehe mit 90%
- **2. Platz: Beruf und Karriere mit 50%**
- 3. Platz: Kinder und Familie mit 35%
- 4. Platz: Bildung und Ausbildung mit 25%

„Partnerschaft und Ehe“ steht für beide Gruppen an erster Stelle. Der Bereich „Beruf und Karriere“ bildet für die Frauen der 50er Jahre das Schlusslicht, während bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen der Beruf den 2. Platz einnimmt.

Die statistische Prüfung der einzelnen Ränge ergab keine aussagefähigen Ergebnisse, da zwei Zellen (3. und 4. Rang), bzw. vier Zellen (1. Rang) sowie sechs Zellen (2. Rang) eine erwartete Häufigkeit kleiner 5 aufwiesen. Aus diesem Grunde wurden die Ränge 1 und 2 als auch die Ränge 3 und 4 zusammengefasst, um eine zu geringe Zellenhäufigkeit zu vermeiden. Das so gewonnene Ergebnis ergab keine statistische Signifikanz (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=1,67; p=0,333$ ).

### 8.1.3. Hypothese 3: Unterschiede in der subjektiven Bedeutsamkeit des Bereichs „Kinder und Familie“

Die in den 50er Jahren geborenen Frauen müssten dieser These zufolge den Bereich „Kinder und Familie“ auf einen höheren Rang setzen als die in den 70er Jahren geborenen Frauen, denn Kinder und Familie haben in der Gesellschaft an Bedeutung für das Leben der Frau verloren (vgl. Abschnitt 3). Abbildung 6 zeigt, dass diese Annahme zutrifft, mit 40% versus 10% im 1. Rang. Abbildung 7 verdeutlicht dieses Ergebnis: Fast doppelt so viele der in den 50er Jahren geborenen Frauen setzen den Bereich „Kinder und Familie“ auf die Ränge 1 und 2 als die in den 70er Jahren geborenen Frauen (60% versus 35%). Auch die Platzverteilung der Ränge zeigt, wie die subjektive Bedeutsamkeit des Bereichs „Kinder und Familie“ bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen abgenommen hat.

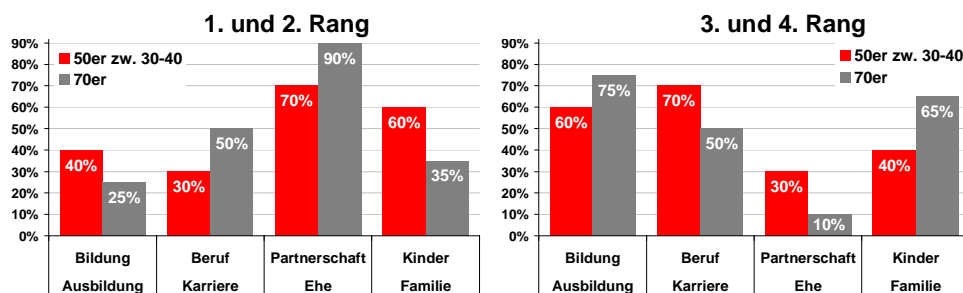


Abb. 7: Die komprimierte Rangfolge der vier Lebensbereiche: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters (zwischen 30 und 40 Jahren)

Die zusammengefasste Rangverteilung führte zu keinem statistisch signifikanten Ergebnis (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=2,51; p=0,205$ ).

Die statistische Überprüfung der subjektiven Bedeutsamkeit innerhalb des 1. Rangs ergab nur eine Tendenz zu einem signifikanten Zusammenhang (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=4,80; p=0,065$ ).

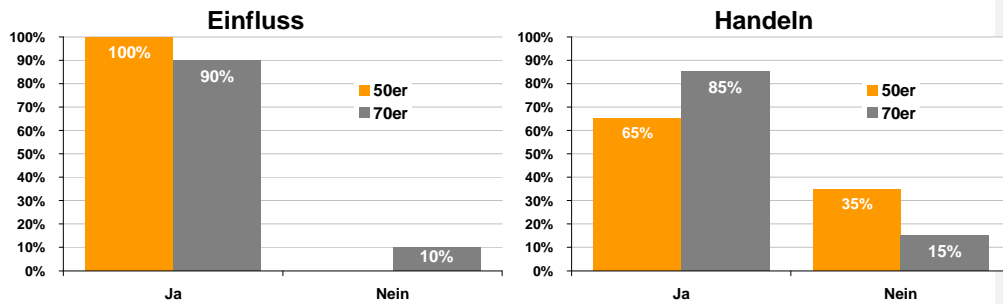
#### **8.1.4. Hypothese 4: Unterschiede im zielgerichteten Handeln**

Sollte diese Hypothese zutreffen, so müssten die 50er Jahre Frauen eine größere Kontrollüberzeugung im Bereich „Partnerschaft und Ehe“ zeigen als im Bereich „Beruf und Karriere“ und bei den 70er Jahre Frauen müsste dies umgekehrt sein. Dieses Phänomen müsste sich dann in einem entsprechenden zielgerichteten Handeln niederschlagen.

Wie Abbildung 8 und Abbildung 9 zeigen, ist in beiden Frauengruppen die eindeutige Mehrheit der Überzeugung, dass sie interne Kontrolle hat, also sowohl im Berufsleben Einfluss ausüben kann als auch bei der Partnerfindung Einfluss hat.

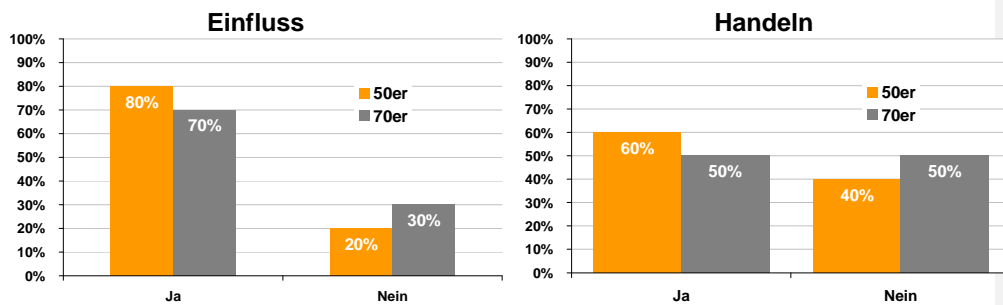
Die 50er Jahre Gruppe hat in beiden Bereichen einen leichten Vorsprung von 10%, erlebt sich also insgesamt als einflussreicher.

Im Bereich „Beruf und Karriere“ beschreiben sich 85% der Frauen, die in den 70er Jahren geboren wurden, als aktiv handelnd gegenüber 65% der 50er Jahre Gruppe. Im Bereich „Partnerschaft und Ehe“ dagegen ist es umgekehrt, hier sind es 60% der in den 50er Jahren geborenen Frauen versus 50% der in den 70er Jahren geborenen Frauen.



**Abb. 8:** Einfluss und Handeln in dem Lebensbereich „Beruf und Karriere“: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters (zwischen 30 und 40 Jahren)

Bezogen auf das Handeln deuten die Ergebnisse in den beiden Bereichen in die Richtung, in die sich auch die Gesellschaft verändert hat. Die älteren Frauen beschreiben sich im Lebensbereich „Beruf und Karriere“ als weniger handelnd, die jüngeren Frauen im Bereich „Partnerschaft und Ehe“.



**Abb. 9:** Einfluss und Handeln in dem Lebensbereich „Partnerschaft und Ehe“: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters (zwischen 30 und 40 Jahren)

Die statistische Überprüfung ergab weder für die Unterschiede im Einfluss bezogen auf das Berufsleben eine Signifikanz (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=2,11$ ;  $p=0,3487$ ), noch für das Handeln im Berufsleben (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=0,63$ ;  $p=0,695$ ). Ebenso verhält es sich für die Unterschiede des Einflusses im Bereich Partnerschaft (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=0,14$ ;  $p=1,0$ ) wie auch für das Handeln in diesem Bereich (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=0,40$ ;  $p=0,751$ ).

## 8.2. Beantwortung der Fragestellungen

Wie gezeigt werden konnte, gibt es Unterschiede sowohl in den Identitätszuständen als auch in der subjektiven Bedeutsamkeit in den beiden Frauengruppen. Bisher wurden diese Unterschiede vor allem in ihren quantitativen Differenzen dargestellt, im Folgenden stehen die qualitativen Unterschiede im Vordergrund.

Die Fragestellung 1 und 2 beinhalten wieder den Vergleich der beiden Frauengruppen im gleichen Lebensalter, zwischen 30 und 40 Jahren. Nur die Fragestellung 3 zielt auf einen Vergleich innerhalb der Gruppe der in den 50er Jahren geborenen Frauen ab. Hier werden die Identitätszustände und die subjektive Bedeutsamkeit der Frauen zum Zeitpunkt als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren mit denen zum Zeitpunkt des Interviews verglichen, als sie zwischen 50 und 60 Jahre alt waren.

### 8.2.1. Fragestellung 1: Die Beschreibung der „Inneren Verpflichtung“ dem Bereich „Beruf und Karriere“ gegenüber?

Zur Beantwortung dieser Fragestellung wurden in Anlehnung an Mayring (2008) qualitativ aus dem Text heraus Unterkategorien gebildet. Die Sichtung des Materials ergab, dass zwar die Mehrheit der Frauen im Bereich „Beruf und Karriere“ einen Identitätszustand mit „Innerer Verpflichtung“ aufwiesen (90% der in den 50er Jahren geborenen Frauen und 75% der in den 70er Jahren geborenen Frauen (vgl. Abb. 4), es aber deutliche Unterschiede gab in der Beschreibung der „Inneren Verpflichtung“. So wurde die Kategorie „Innere Verpflichtung“ differenziert in: „Karriereorientiert“, „Hohen Stellenwert“ sowie „Gebremst“. Tabelle 7 auf der folgenden Seite stellt die Definitionen der Unterkategorien sowie die Häufigkeiten der Nennungen dar.

Wie zu sehen ist, dominiert bei den Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurden, eine gebremste „Innere Verpflichtung“ gegenüber diesem Bereich. Folgende Zitate schildern diesen Zusammenhang:

„Auf jeden Fall von den Peers, weil das war immer die Entscheidung, den Beruf nicht so wichtig zu nehmen.“ (DW, 50er, Zeile 106–108)

Besonders auffällig war die Verknüpfung mit dem Bereich „Kinder und Familie“.

„Also manchmal hadere ich`n bisschen, wäre gerne am Krankenhaus geblieben, aber das lässt sich eben mit Familie nicht vereinbaren. ... Also die Familie war mir wichtiger als die Karriere.“ (IR, 50er, Zeile 70-73)

Tabelle 7

Die "Innere Verpflichtung" im Bereich "Beruf und Karriere":  
ein Vergleich des gleichen Lebensalters

Unterkategorie	Definition	Geburtsjahre der Probandinnen	
		50er	70er
Karriereorientiert	Es ist wichtig, im Beruf voranzukommen, um sich weiterzuentwickeln	25%	30%
Hoher Stellenwert	Die berufliche Tätigkeit wird ausführlich dargestellt, ebenso die Wichtigkeit des Berufs	25%	45%
Gebremst	Die Bedeutung dieses Bereichs wird mit anderen relevanten Bereichen verknüpft und so relativiert	50%	25%

„Ich bin damit zufrieden, weil kombiniert mit meinen anderen Feldern, die noch Thema sein werden, war´s für mich passend. ... Die haben sich eigentlich eher gewundert, dass ich so viel im Gesamtpaket geschafft hab´, sagen wir´s mal so. Also nicht nur in der Zeitung, da waren bestimmt auch ... für die war ich da nicht so wichtig gegen andere, aber meine gesamte Lebenssituation mit meinem Gesamtpackage – da waren alle sehr zufrieden.“ (O, 50er, Zeile 105-117)

„Ich wusste, ich war ja als Erzieherin nur angestellt. Da hab´ ich halt den Kompromiss gemacht, wegen des Kindes, weil ich die mit integrieren konnte.“ (MN, 50er, Zeile 63-64)

Selbst in der Gruppe der in den 70er Jahren geborenen Frauen, deren Beschreibung ebenfalls als „Gebremst“ verstanden wurde, klingt die Bremse als nicht so bedeutend, der Beruf spielt eine größere Rolle in ihrer Schilderung.

„Also Zeitpunkt war: Wiedereinstieg nach Elternzeit. Ich wollte Sicherheit und ich wollte mich nicht beweisen müssen in der Zeit, wo ich selbst noch n´ bisschen gucken muss, wie ich das hinkriege so als Mutter und dann hab´ ich aber auch ziemlich viel Flexibilität signalisiert bekommen von dem Unternehmen, mich auch in meiner

Hauptbeschäftigung so'n bisschen umzuorientieren, also mehr Arbeit im Inland und nicht so viel im Ausland.“ (C, 70er, Zeile 122-127)

Dagegen dominiert in der Gruppe der in den 70er Jahren geborenen Frauen eine „Innere Verpflichtung“ mit einem hohen Stellenwert für den Bereich „Beruf und Karriere“. Das wurde besonders deutlich, wenn die Frauen schildern sollten, wie ihr Umfeld ihre Arbeit und ihre Karriere einschätzen.

„Mein Umfeld würde auf jeden Fall sagen: Ja, die Arbeit ist ihr sehr wichtig, sie nimmt einen sehr hohen Stellenwert ein.“ (M, 70er, Zeile 183-184)

„Also mein Umfeld hat den Eindruck, dass ich eher mehr arbeite, dass mir Arbeit auch ziemlich wichtig ist und mein Umfeld hat den Eindruck, dass ich recht erfolgreich arbeite.“ (P, 70er, Zeile 155-156)

Die Karriereorientiertheit spielt in beiden Gruppen keine dominante Rolle. Auch in der jüngeren Frauengruppe nicht, die Differenz beträgt sogar nur eine Frau mehr in der in den 70er Jahren geborenen Gruppe. Allerdings ist auch die Karriereorientiertheit abgewogen, wie die folgenden Beispiele zeigen.

„Also ich bin nicht die Karrierefrau, die irgendwo auf der Chefetage sitzen muss. Ich möchte zufrieden sein im Job, ich möchte irgendwo nen`anspruchsvollen Job haben, der mich fordert und mich auch immer vor neue Aufgaben stellt, ... Könnte sicherlich noch ne`Stufe höher gehen, ich bin ja noch nicht ganz oben bzw. unter Chefetage, aber ja. Es gibt auf jeden Fall noch ne`Steigerung, aber es muss auch für mich vereinbar sein mit Kind.“ (W, 70er, Zeile 119-125)

„Weil ich diesen Karrieregedanken natürlich auch noch hab', jetzt nicht auf Teufel komm' raus, aber so'n bisschen will ich natürlich auch noch vorankommen.“ (K, 70er, Zeile 158-159)

Während bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen die Verknüpfung von „Beruf und Karriere“ mit dem Bereich „Kinder und Familie“ auffällt, wirken die in den 70er Jahren geborenen Frauen berufs- und karriereorientierter. Allerdings gilt für beide Frauengruppen, dass die Sinnhaftigkeit des Bereichs „Beruf und Karriere“ offensichtlich bedeutender ist, als Karriereorientiertheit:



B: „... d.h.,... ob du zufrieden bist mit deiner Arbeit, mit deiner Karriere?“

A: „Ja, klar, ja.“

B: „Gut, und was bedeutet sie dir, deine Karriere?“

A: „Was bedeutet sie mir? Mhmhm, ... also zuallererst natürlich irgendwie ... also Geld verdient habe ich eigentlich irgendwie immer..., sondern es macht Sinn und es macht zufrieden. Ich hab` ne Aufgabe und ich kann an etwas konstruktiv mitarbeiten. ... Ich empfinde das als sehr sinnvoll.“ (A, 50er, Zeile 160-170 )

„[...] könnte vielleicht auch noch mehr Geld verdienen, wenn ich jetzt mehr Aufträge annehmen würde oder so, aber das ist es eigentlich gar nicht, sondern es macht Sinn und es macht zufrieden.“ (A, 50er, Zeile 166-169)

„Also für mich bedeutet Karriere, dass man steil nach oben aufsteigt und deswegen würde ich eher sagen, nein, ich bin nicht so ein Karrieretyp, Karriere muss ich nicht machen. ... man verbringt ja ziemlich viel Zeit dort und ich merke auch, ich möchte auch nen` sinnvollen Beruf machen.“ (E, 70er, Zeile 142-148)

„Da hab´ ich dann gemerkt, also ich kann einfach nicht mit diesen oberflächlichen Werbetypen nicht mehr umgehen und ich hatte keine Lust mehr auf dieses viele Reisen und immer unterwegs und alleine im Hotel zu sein und so. Und dann habe ich mich entschieden, dass ich einfach für mich was sinnvolleres machen möchte und hab´ dann im Bereich Entwicklungszusammenarbeit geguckt.“ (CX, 70er, Zeile 84-88)

Die statistische Signifikanzüberprüfung wurde durchgeführt für den „Hohen Stellenwert“ (Fisher`s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=1,758; p=0,320$ ) und „Gebremst“, (Fisher`s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=2,66; p=0,191$ ). Eine statistisch signifikante Differenz konnte nicht nachgewiesen werden.

### **8.2.2. Fragestellung 2: Die Beschreibung des Kinderwunsches und der damit verbundenen Entscheidungen**

Wie beschreiben die in den 50er Jahren geborenen Frauen ihren damaligen Kinderwunsch und die damit verbundenen Entscheidungen im Vergleich zu den in den 70er Jahren geborenen Frauen, die sich noch in der Phase der Familiengründung befinden?

Die Sichtung des Materials zu dem Bereich „Kinder und Familie“ zeigte, dass auch hier die Variable „Innere Verpflichtung“ eine hohe Komplexität aufwies. Dies wurde vor allem bei der Frage nach dem Kinderwunsch und der Bedeutung dieses Wunsches für die Lebensplanung deutlich. Zwar gab nur jeweils eine Frau aus den beiden Frauengruppen an, dass

sie keinen Kinderwunsch hätte bzw. gehabt hätte, aber vor allem die jüngeren Frauen bejahten den Kinderwunsch häufig in Abhängigkeit der Erfüllung unterschiedlicher Bedingungen. Um dies darzustellen und die Unterschiede zu verdeutlichen, wurden qualitativ aus dem Text heraus in Anlehnung an Mayring (2008) folgende Kategorien gebildet: „Uneingeschränkt wichtig“, „Ja, wenn“, „Grundsätzlich schon“, „Ungeplante Schwangerschaft“ sowie „Ohne Kinderwunsch“. Die folgende Tabelle 8 zeigt die Definitionen dieser Kategorien sowie die Häufigkeiten der Nennungen.

Tabelle 8

Die "Innere Verpflichtung" gegenüber dem Kinderwunsch

Kategorie	Definition	Geburtsjahre der Probandinnen	
		50er	70er
Sehr wichtig	Ein Leben ohne Kinder ist nicht vorstellbar	40%	20%
Grundsätzlich schon	Wenn die Partnerschaft stabil und/oder die Karriere gesichert ist, bzw. grundsätzlich schon	35%	70%
Ungeplante Schwangerschaft	Die Schwangerschaft entstand ungeplant, wurde dann aber bejaht	20%	5%
Ohne Kinderwunsch	Ein Kinderwunsch bestand nicht	5%	5%

Als „Sehr wichtig“ beschreibt fast die Hälfte der in den 50er Jahren geborenen Frauen ihren Kinderwunsch und bildet damit die größte Gruppe in dieser Altersgruppe. Nur ein Fünftel der in den 70er Jahren geborenen Frauen beschreibt ihren Kinderwunsch als „sehr wichtig“. In dieser Gruppe dagegen dominiert eindeutig die Haltung, die mit „Grundsätzlich schon“ dargestellt wird. Bedingung für einen umzusetzenden Kinderwunsch ist hier vor allem eine gelingende Partnerschaft, wie die folgenden Zitate eindrucksvoll wiedergeben.

„Also verändern müsste sich, um bald Kinder zu bekommen, dass wir zusammenziehen, weil ich schon vorher diesen Testlauf haben will, ob das überhaupt funktioniert: wir auf engem Raum.“ (K, 70er, Zeile 260-262)

„Ja, das ist doch eigentlich perfekt. Ich hab` ´nen relativ sicheren Arbeitsplatz, ich kann hier pausieren, mit dem richtigen Partner hätte ich nicht gezögert und dann wär` das auch von meiner Seite aus möglich gewesen.“ (U, 70er, Zeile 197-199)

„Ja ich finde, das hängt vom Partner ab. Ich finde ohne geht´ s nicht.“ (E, 70er, Zeile 227)

„Ja, kann ich mir schon vorstellen, wenn ich dann auch, sagen wir mal in ´ner gefestigten Partnerschaft mich befinde und für mich halt so das Gefühl habe, dass das der richtige Zeitpunkt ist [...].“ (BY, 70er, Zeile 295-297)

Diese Aussagen bestätigen Duschek und Wirth (2005), nach denen Elternschaft in hohem Maße an Partnerschaft gebunden ist. Allerdings scheint eine formale Eheschließung in dieser Gruppe keine Rolle zu spielen, denn keine der Frauen erwähnt die Eheschließung als Voraussetzung für eine Schwangerschaft. Dies ist sicherlich eine Folge der Veränderung im Verständnis von Ehe und Familie und des generativen Verhaltens.

Interessanterweise taucht der Begriff der nicht stabilen Partnerschaft auch in der Gruppe der 50er Jahre auf, aber in einem anderen Kontext, nämlich um zu erklären, warum sie nicht mehr als ein oder sogar zwei Kinder haben.

„Kinder waren mir sehr wichtig. Und leider, ich glaube, weil wir so jung waren, und so viel Stress hatten, leider haben wir deswegen keine weiteren Kinder gekriegt. Weil alles so dattelig war und dann war die Entscheidung: das können wir Kindern gar nicht zumuten, weil wir nicht wissen, ob das unsere Beziehung aushält, ein weiteres Kind.“ (G, 50er, Zeile 182-185)

„War mir immer sehr wichtig. ... Die Einstellung meines Mannes, der wollte nämlich keine Kinder. Eigentlich nicht und dann hab` ich schon das zweite ... hab` ich ihn überreden müssen, aber das war so schwierig, mit ihm und den Kindern. Ich stand eigentlich immer so dazwischen, dass es völlig klar war, dass ich nicht mehr haben will.“ (S, 50er, Zeile 194-197)

In der Gruppe der in den 50er Jahren geborenen Frauen spielt demnach die Partnerschaft auch eine große Rolle, aber die Möglichkeit, wegen einer schwierigen oder unsicheren Partnerschaft keine Kinder zu bekommen, taucht hier nicht auf.

Bei den in den 70er Jahren geborenen Frauen erstaunt, dass bei einigen Frauen auch Ende Dreißig die Haltung zur Kinderfrage noch offen ist bzw. sogar bis Mitte Dreißig noch

nicht gestellt wurde, wie z.B. das folgende Zitat von M zeigt, die zum Zeitpunkt des Interviews 39 Jahr alt war.

„Grundsätzlich schon, wobei, das ist auch so eine Sache, wo ich mir noch nie diese Frage gestellt habe. Ich stell` mir jetzt natürlich immer mehr die Frage, je weiter ich an die 40 komme und ja weiß: Entweder jetzt oder halt gar nicht mehr, willst du`s eigentlich?“ (M, 70er, Zeile 335-337)

Hinsichtlich der Bedeutung des Kinderwunsches gibt es in den beiden Gruppen also erhebliche Unterschiede, vor allem auch wenn man das Alter der in den 70er Jahren geborenen Frauen berücksichtigt.

Mit der Ausnahme der ältesten Frau der jüngeren Gruppe (Jahrgang 1970) haben nur Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurden, ungeplant Kinder bekommen und es gibt in beiden Gruppen nur jeweils eine Frau, die angibt, dass sie nie einen Kinderwunsch hatte. Allerdings zeigen die Beispiele, dass die Wichtigkeit des Kinderwunsches für das eigene Leben bei einer grundsätzlichen Bejahung sehr unterschiedlich in seiner Bedeutung für die eigene Lebensplanung ist.

Die statistische Signifikanzprüfung führte zu folgenden Ergebnissen: Die Differenz bezogen auf „Sehr wichtig“ erwies sich als nicht statistisch signifikant (Fisher`s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=1,905$ ;  $p=0,301$ ) ebenso wie die Differenz hinsichtlich „Ungeplanter Schwangerschaft“ (Fisher`s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=2,057$ ;  $p=0,342$ ). Bei der Differenz zwischen den beiden Gruppen hinsichtlich „Grundsätzlich schon“ konnte eine Tendenz zur Signifikanz gezeigt werden (Fisher`s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=40]=4,912$ ;  $p=0,056$ ).

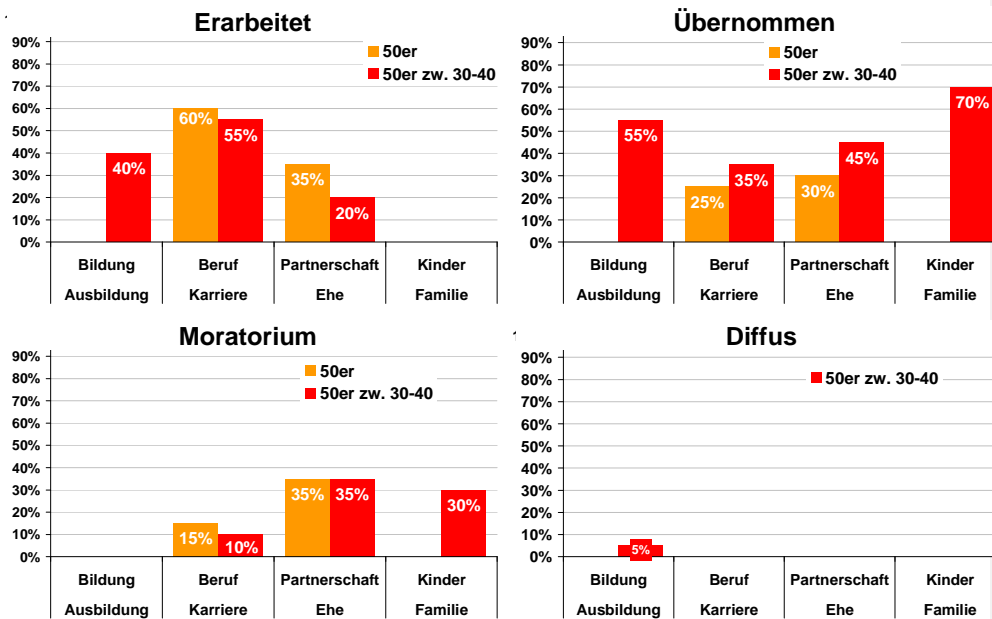
### **8.2.3. Fragestellung 3: Veränderungen in den Identitätszuständen und der subjektiven Bedeutsamkeit**

*Gibt es Veränderungen in den Identitätszuständen und der subjektiven Bedeutsamkeit von den in den 50er Jahren geborenen Frauen in den Bereichen „Beruf und Karriere“ sowie „Partnerschaft und Ehe“? Wie beschreiben und erklären die Frauen diese Veränderungen, mit welchen Ereignissen und Einflüssen?*

Bei dieser Fragestellung handelt es sich um einen Vergleich innerhalb der Gruppe der in den 50er Jahren geborenen Frauen: Die Zeit als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren verglichen mit dem Zeitpunkt des Interviews, als sie zwischen 50 und 60 Jahren alt waren. Es wird versucht zu klären, ob die gesellschaftlichen Veränderungen bei der Gruppe von Frauen, die in den 50er Jahren geboren wurde, zu Veränderungen in ihren Identitätszuständen und der

subjektiven Bedeutsamkeit im Laufe ihres Lebens geführt haben oder ob allgemeine Lebenserfahrung zu Veränderungen geführt haben.

Zunächst musste dafür ausgewertet werden, ob es Veränderungen überhaupt in den Identitätszuständen und der subjektiven Bedeutsamkeit gab.



**Abb. 10:** Die Identitätszustände in den vier Lebensbereichen der in den 50er Jahren geborenen Frauen: Ein Vergleich zweier Lebensphasen (30 – 40 Jahre versus 50 – 60 Jahre)

Abbildung 10 zeigt, dass es Veränderungen im Identitätsstatus gab. Im Bereich „Beruf und Karriere“ zeigen nur zwei Frauen einen veränderten Identitätszustand: Probandin „R“ entwickelte sich von „Übernommen“, zu „Erarbeitet“. D.h., diese Probandin hat im Laufe ihres Arbeitslebens exploriert und hat so ihren Identitätsstatus verändert. Bei Probandin „X“ dagegen hat ebenfalls ihre Erfahrungen gemacht und die innere Verpflichtung zurückgenommen, sich von „Übernommen“ zum „Moratorium“ hin verändert.

Im Bereich „Partnerschaft und Ehe“ dagegen sind die Veränderungen wesentlich größer, denn insgesamt weisen sogar 50% der Frauen einen veränderten Identitätszustand auf. Von diesen Frauen beschrieben sich 25% zum Zeitpunkt zwischen 30 und 40 Jahren als im Identitätszustand „Moratorium“ befindend, zum Zeitpunkt des Interviews alle als im Identitätszustand „Erarbeitet“, d.h., die „Innere Verpflichtung“ gegenüber diesem Bereich ist auf Grund positiver Lebenserfahrung hinzugekommen.

„Also da war auf jeden Fall die Ehe nicht wirklich gut angesehen und auch meine Partnerschaft wurde sehr, also eigentlich für mich als nachteilig angesehen ... . Heute ist es so, also nicht nur jetzt, heute, sondern schon seit einigen Jahren, ... , finde ich das ziemlich wunderbar. Ich finde es eigentlich richtig schön“ (G, 50er, Zeile 153-159).

Auch die umgekehrte Entwicklung fand statt: So schildern 15% der Frauen ihren Identitätszustand als „Übernommen“ im Alter zwischen 30 und 40 Jahren und entwickeln sich zu einem Identitätszustand „Moratorium“. Dies bedeutet, dass die gewonnene Lebenserfahrung („Exploration“) zur Rücknahme der „Inneren Verpflichtung“ gegenüber dem Bereich „Partnerschaft und Ehe“ geführt hat. Alle betroffenen Frauen schildern ihre Entwicklung nicht als Folge von gesellschaftlichen Veränderungen, sondern die „Innere Verpflichtung“ wurde aus persönlicheren Gründen zurückgenommen, wie z.B. folgendes Zitat beschreibt:

„Also ich brauche bestimmt diesen Freiraum, den ich jetzt hab`. In so `ner ganz engen Zweierbeziehung könnte ich, glaube ich, nicht leben.“ B: „... Und damals war das mal anders, ja?“ „Ja. Ich hab` 1985 geheiratet. Da war das anders, ja, da hab` ich mir das anders vorgestellt“ (S, 50er, Zeile 170-173).

Zwei weitere der Frauen berichteten, wie sie sich von einem Identitätszustand „Erarbeitet“ hin zum „Moratorium“ verändert haben.

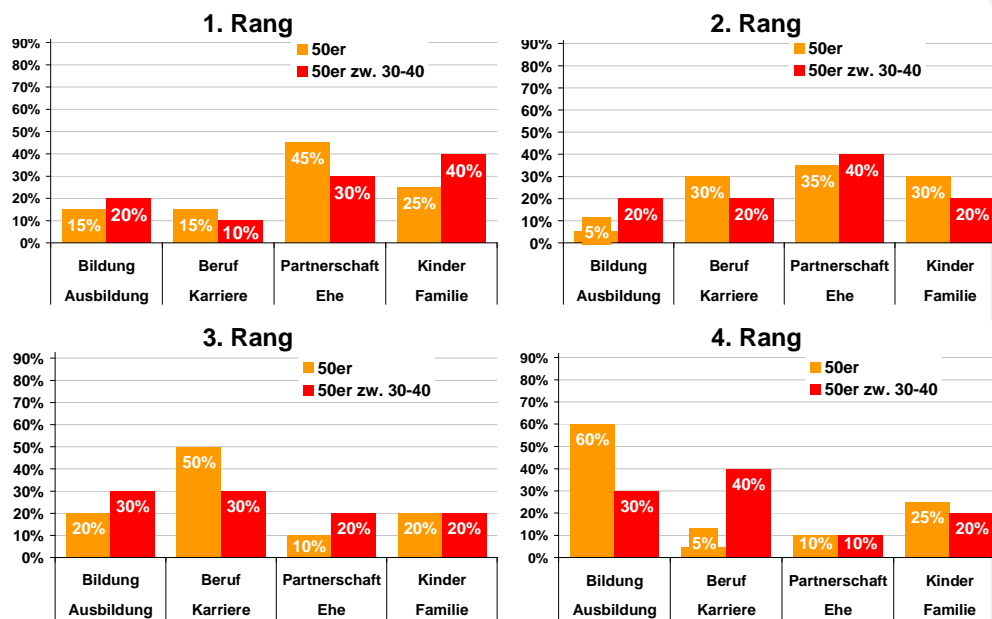
„Also ich wär´ heute sehr wahrscheinlich noch verheiratet, wenn mein Mann sich nicht in das übliche Muster ---- [Wort unverständlich] hätte. ... Ist ne´ bittere Erfahrung, aber ich lebe eigentlich nicht ungerne alleine...Ich würde in der jetzigen Situation nicht gerne mit einem Mann zusammenleben wollen (L, 50er, Zeile 272 - 283)

„Ich glaube, das ist ganz ambivalent [heute]. Wenn ich mir angucke z.B. die Väter meiner Kinder, mit denen ich hätte zusammenleben können, dann bin ich froh, dass ich ledig bin.“ (JQ, 50er, Zeile 261-263)

Die statistische Überprüfung unterstützte diese Ergebnisse. Es wurde für den Bereich „Beruf und Karriere“ getestet, ob, wenn eine Frau zwischen 30 und 40 Jahren alt ist und einen Identitätszustand hat, der die Variable „Exploration“ beinhaltet, sie zwischen 50 und 60 Jahren ebenfalls solch einen Identitätszustand haben wird. Das Ergebnis bestätigt diese Annahme sowohl für die „Exploration“ (Fisher’s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=20]=12,38; p=0,001$ ) als auch für die Variable „Innere Verpflichtung“ ((Fisher’s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=20]=12,59; p=0,016$ ).

Im Bereich „Partnerschaft und Ehe“ dagegen ergab die statistische Überprüfung diesen Zusammenhang nicht. Hier unterstützt das Ergebnis, das die „Exploration“ und die „Innere Verpflichtung“ im Lauf des Lebens nicht stabil bleiben. Die These der Stabilität „Exploration“ (Fisher’s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=20]=1,626$ ;  $p=0,336$ ) und der „Inneren Verpflichtung“ im Laufe des Lebens wurde hier eindeutig verworfen (Fisher’s Exakter Test:  $\chi^2[1, N=20]=0,196$ ;  $p=1,00$ ).

Abbildung 11 zeigt, dass sich auch in der subjektiven Bedeutsamkeit Unterschiede zeigen zwischen der Rangfolge der 50er Jahre Frauen zum Zeitpunkt der Interviews, im Alter zwischen 50 und 60 Jahren, versus als sie 30 und 40 Jahre alt waren. Nur bei 30% der Frauen ist die subjektive Bedeutsamkeit heute noch unverändert zu der Zeit, als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren.



**Abb. 11:** Die Subjektive Bedeutsamkeit der vier Lebensbereiche der in den 50er Jahren geborenen Frauen: Ein Vergleich zweier Lebensphasen (30 – 40 Jahre versus 50 – 60 Jahre)

Die Platzverteilung innerhalb des 1. Rangs bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen zum Zeitpunkt des Interviews (50 – 60 Jahre):

- 1. Platz: Partnerschaft und Ehe mit 45%
- 2. Platz: Kinder und Familie mit 25%
- 3. Platz: Bildung und Ausbildung mit 15%
- 4. Platz: Beruf und Karriere mit 15%

Die Platzverteilung innerhalb des 1. Rangs bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen retrospektiv (30 – 40 Jahre):

- 1. Platz: Kinder und Familie mit 40%
- 2. Platz: Partnerschaft und Ehe mit 30%
- 3. Platz: Bildung und Ausbildung mit 20%
- 4. Platz: Beruf und Karriere mit 10%

Wie deutlich zu sehen ist, hat sich die subjektive Bedeutsamkeit teilweise verändert. So ist der Bereich „Partnerschaft und Ehe“ bedeutsamer geworden als der Bereich „Kinder und Familie“. Diese Entwicklung geht analog mit dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus einher.

„Beruf und Karriere“ bleibt auf Platz 4 im 1. Rang, und der Bereich „Kinder und Familie“ ist immer noch auf Platz 2 im 1. Rang, obwohl die große Mehrheit der Kinder dieser Frauengruppe aus dem Elternhaus ausgezogen ist.

Hier wurde statistisch überprüft, ob man davon ausgehen kann, dass, wenn in den Jahren zwischen 30 und 40 Jahren der Bereich „Beruf und Karriere“ auf den oberen Rängen, also 1. und 2. Rang gesetzt wurde, sich dieses dann auch in der gleichen oberen Rangordnung in den Jahren zwischen 50 und 60 Jahren wieder findet. Die Ränge 1 und 2 wurden zusammengefasst, um eine zu geringe Häufigkeit in den Zellen zu vermeiden. Das Ergebnis zeigte wiederum statistisch signifikant, dass im Bereich „Beruf und Karriere“ die subjektive Bedeutsamkeit bei den Frauen tatsächlich stabil bleibt (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=20]=5,089$ ;  $p=0,050$ ).

Und auch hier war das Ergebnis für den Bereich „Partnerschaft und Ehe“ umgekehrt: Die subjektive Bedeutsamkeit im Bereich „Partnerschaft und Ehe“ bleibt über diesen Zeitraum hinweg nicht stabil (Fisher's Exakter Test:  $\chi^2[1, N=20]=0,060$ ;  $p=1,000$ ).

Die Fragestellung kann zusammengefasst derart beantwortet werden, dass es durchaus Veränderungen im Identitätsstatus und in der subjektiven Bedeutsamkeit bei mehreren von den in den 50er Jahren geborenen Frauen im Laufe ihres Lebens zwischen dem Lebensalter von 30-40 Jahren und 50-60 Jahren gab. Deutlich im Bereich „Partnerschaft und Ehe“. Der Bereich „Beruf und Karriere“ verändert sich nicht bzw. nur sehr geringfügig.

Die Beschreibungen der Frauen hinsichtlich der Beweggründe zu Entwicklungen und Veränderungen beziehen sich aber ausschließlich auf persönliche Lebenserfahrungen und Enttäuschungen. Einen Zusammenhang mit den Veränderungen in der Gesellschaft wird von keiner Frau erwähnt und die Tatsache, dass sich in der Rangfolge ausschließlich die Bereiche „Kinder und Familie“ mit „Partnerschaft und Ehe“ verändert haben, gewissermaßen die ersten



Plätze getauscht haben, unterstreicht dieses Ergebnis. Der Bereich „Beruf und Karriere“ bleibt unverändert im 1. Rang auf Platz 4 geblieben, auch nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus.

## **9. Diskussion**

Die in der Einleitung geäußerte generelle Vermutung, dass die umfassenden gesellschaftlichen Veränderungen, die in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1950 und 2000 stattgefunden haben, zu Veränderungen in der Identität von Akademikerinnen geführt haben, kann nur für bestimmte Bereiche bejaht werden.

### **9.1. Der Bereich „Bildung und Ausbildung“**

Es wurde erwartet, dass sich die Identitätszustände im Bereich „Bildung und Ausbildung“ auszeichnen durch eine Zunahme der „Inneren Verpflichtung“ sowie der subjektiven Bedeutsamkeit der in den 70er Jahren geborenen Frauen gegenüber den in den 50er Jahren geborenen Frauen.

Dagegen sind in dem Bereich „Bildung und Ausbildung“ die gefundenen Unterschiede in der Häufigkeitsverteilung nicht bedeutend. Im Gegenteil fällt auf, wie ähnlich und hoch die klare „Innere Verpflichtung“ beider Frauengruppen diesem Bereich gegenüber ist, mit 95% der höchste Wert in allen vier Lebensbereichen.

Dieses Ergebnis erstaunt zunächst angesichts dessen, dass 1976 nur ca. 5% der Frauen zwischen 25 und 34 Jahren einen akademischen Abschluss hatten, 2005 waren es inzwischen knapp 20% der Frauen dieser Altersgruppe (Hetze, 2007). Eine diesen gesellschaftlichen Veränderungen entsprechende Entwicklung wird aber mittels der Variablen „Exploration“ und „Innere Verpflichtung“ nicht als statistisch signifikant wieder gefunden.

Wie ist dieses Ergebnis zu erklären? Ein Grund kann darin liegen, dass zu Beginn der Studie nicht berücksichtigt wurde, dass generell Frauen, die sich für eine akademische Ausbildung entscheiden, eine sehr hohe „Innere Verpflichtung“ gegenüber der Bildung und Ausbildung haben müssen. Und so lässt sich auch eine abgeschlossene akademische Ausbildung ohne eine hohe „Innere Verpflichtung“ nur schwer verwirklichen, da man sich über Jahre motivieren muss. Dies gilt in besonderem Maße für in den 50er Jahren geborenen Frauen, da gesellschaftlich von ihnen kein akademischer Bildungsabschluss erwartet wurde.

Zudem berichten 60% der in den 50er Jahren geborenen Frauen, dass mindestens ein Elternteil eine akademische Ausbildung hatte und in ihrem Elternhaus eine akademische Ausbildung von Schulbeginn an unterstützt wurde. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Frauen

aus Elternhäusern stammen, die der in der Gesellschaft allgemein gültigen Haltung bezüglich Bildung und Ausbildung von Frauen nicht entsprachen. Nur 20% dagegen schildern einen beschwerlicheren Weg zum Abitur und Studium, da es aus dem Elternhaus heraus weniger Unterstützung für diesen Bildungsabschluss gab. Diese Haltung wird in den Schilderungen der in den 70er Jahren geborenen Frauen nicht wiedergegeben, obwohl ebenfalls nur 60% aus Elternhäusern kommen, in denen ein Elternteil einen akademischen Abschluss hat.

Die mittels dieser Studie gewonnene Aussage, dass sich in diesem Bereich der Identitätszustand der jüngeren Akademikerinnen gegenüber dem Identitätszustand der älteren Akademikerinnen ebenso wenig verändert hat wie die subjektive Bedeutsamkeit, lässt sich durch die Schilderungen der Frauen nachzuvollziehen.

Um zu prüfen, ob und wie sich die in der Gesellschaft veränderte Haltung zur Bildung und Ausbildung auf Identitätszustände von Frauen auswirkt, wäre es deswegen eventuell angebrachter, Akademikerinnen zu befragen, die aus nicht-akademischen Elternhäusern stammen.

## **9.2. Der Bereich „Beruf und die Karriere“**

Auch in dem Bereich „Beruf und Karriere“ fallen die Gemeinsamkeiten stärker ins Gewicht als die gefundenen Unterschiede. Bezogen auf die Erwartung, dass sich die „Innere Verpflichtung“ bei den jüngeren Frauen gegenüber diesem Bereich erhöht hätte, hat sich diese nicht nur nicht erfüllt, sondern die jüngeren Frauen zeigen hier –wenn auch nicht statistisch signifikant- sogar eine geringere Ausprägung.

Eine differenziertere Betrachtung dieser Variablen ergab zwar, dass mehr der in den 70er Jahren geborenen Frauen dem Beruf einen hohen Stellenwert geben als in den 50er Jahren geborenen Frauen, deren Haltung sich am häufigsten als „gebremst“ darstellt. Statistisch signifikant waren die gefundenen Unterschiede aber nicht, ebenso wie die Zunahme der subjektiven Bedeutsamkeit des Berufs bei den jüngeren Frauen.

In diesem Bereich führt die statistische Signifikanzprüfung zu keinem aussagekräftigen Ergebnis. Es ist nicht eindeutig zu klären, ob die Stichprobe für einige Auswertungen zu klein war oder tatsächlich nur wenige Veränderungen in diesem Bereich vorliegen. Eventuell war auch hier die Wahl der Probandinnengruppen nur bedingt sinnvoll für diese Studie. So waren die in den 50er Jahren geborenen Frauen ihrer Zeit ein Stück voraus. Sie haben eine Hochschulausbildung abgeschlossen und eine Berufstätigkeit begonnen, als dies in der Gesellschaft noch nicht als normal verankert war. Es ist denkbar, dass ein Vergleich zwischen

den in den 50er Jahren geborenen Frauen und Frauen, die in den 90er Jahren geboren wurden, sehr viel deutlichere Ergebnisse bringt.

### 9.3. Der Bereich „Partnerschaft und Ehe“

Entgegen der eingangs entwickelten Vermutung hat generell die Bedeutung und Wichtigkeit von Partnerschaft, wie sie durch die Variable „Innere Verpflichtung“ und deren Definition untersucht wurde, nicht abgenommen, sondern eher zugenommen.

Dies zeigt vor allem die Auswertung der Rangordnung nach der erfragten „Subjektiven Bedeutsamkeit“. So wird die schon mit 70% hohe Nennung dieses Bereichs auf die Ränge 1 und 2 bei der älteren Frauengruppe noch übertroffen von 90% bei der jüngeren Frauengruppe. So zeigt auch die statistische Überprüfung keine signifikanten Unterschiede und bestätigt die gefundene hohe Übereinstimmung.

Dieses Ergebnis erstaunt zunächst angesichts der Veränderungen in der Gesellschaft und angesichts der aktuellen Lebenssituation der in den 70er Jahren geborenen Frauen. Immerhin leben 45% dieser Frauen nicht in einer Beziehung, während nur 15% der in den 50er Jahren geborenen Frauen in dem Zeitraum zwischen 30 und 40 Jahren Single waren. Offensichtlich klaffen der Wunsch nach einer Beziehung und deren Realisierung auseinander.

Eventuell spiegelt sich hier der in der Gesellschaft stattgefundene Wandel insofern, dass Ehe und Beziehung nicht mehr als eine Versorgungsinstanz verstanden werden, sondern dass im Mittelpunkt eigene emotionale Erwartungen, Wünsche und Bedürfnisse stehen. Häufig wurde Wunsch geäußert, der eher wie ein Anspruch bzw. eine Bedingung klingt, nach der Sicherheit einer **stabilen** Partnerschaft. Die in den 50er Jahren geborenen Frauen erwähnen eher beiläufig ihre auch unsicheren, zeitweise sehr **instabilen** Partnerschaften.

Ob diese Auffälligkeit mit den gesellschaftlichen Veränderungen zusammenhängt und es einen Zusammenhang damit gibt, dass 30 Prozent der in den 70er Jahren geborenen Frauen aus geschiedenen bzw. getrennt lebenden Elternhäusern kommen (nur eine Frau aus der in den 50er Jahren geborenen Gruppe) und vielleicht sicherstellen wollen, dass ihre Beziehungen nicht scheitern, kann diese Untersuchung nicht beantworten.

Es bleibt als Ergebnis, dass sich die „Innere Verpflichtung“ im Sinne von Wichtigkeit und Bedeutung nicht verringert hat und die Zunahme der Exploration nicht in einem Umfang stattgefunden hat, dass sie statistisch signifikant wäre.

### 9.4. Der Bereich „Kinder und Familie“

In der Kinderfrage ergeben alle Untersuchungsstränge deutliche Unterschiede, die sich auch wieder finden in einer Tendenz zur statistischen Signifikanz. Die Veränderungen zwischen den beiden Frauengruppen entsprechen zudem den in der Gesellschaft stattgefundenen Veränderungen.

Während in der in den 50er Jahren geborenen Gruppe fast zwei Drittel der Frauen einen Identitätszustand mit „Innerer Verpflichtung“ zeigen, sind es in der in den 70er Jahren geborenen Frauengruppe nur etwas mehr als ein Drittel der Frauen.

Eine genauere Betrachtung der Variablen „Innere Verpflichtung“ zeigte, dass zwar eine überwältigende Mehrheit von 95 Prozent in beiden Gruppen die Frage nach einem Kinderwunsch bejaht. Hinsichtlich der Beschreibung des Kinderwunsches und der damit verbundenen Entscheidungen wurde aber deutlich, dass die Entscheidung zu einem Kind bei den jüngeren Frauen mehr an Bedingungen geknüpft ist, von einer Partnerbeziehung abhängt, vor allem auch von einer **stabilen** Partnerbeziehung. Gelingende Partnerschaft, gesicherte, stabile Verhältnisse als Voraussetzung für Mutterschaft, ohne solche wird eher auf Kinder verzichtet. Bei der älteren Frauengruppe werden instabile Verhältnisse als Grund für eine geringere Kinderzahl genannt.

Dieses Ergebnis geht einher mit der beschriebenen Veränderung in der Gesellschaft, wonach die Mutterschaft im Laufe der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts immer mehr zur Option wurde.

Auch die Frage nach der subjektiven Bedeutsamkeit der einzelnen Bereiche zueinander unterstreicht die Veränderungen. Mehr als die Hälfte der in den 70er Jahren geborenen Frauen setzen den Bereich „Kinder und Familie“ auf die Ränge 3 und 4, bei den in den 50er Jahren geborenen Frauen ist es umgekehrt. Vor allem innerhalb des 1. Rangs waren die Unterschiede deutlich, die jüngeren Frauen setzen diesen Bereich seltener auf Rang 1. Damit unterstreicht auch die Rangverteilung, dass die Bedeutsamkeit von Kindern abgenommen hat.

Hierbei ist anzumerken, dass sich die Überschrift „Kinder und Familie“ in den Antworten der Frauen nicht wieder findet. Fast keine der Frauen ging auf den Familienbezug ein. Im Rückblick wäre es treffender gewesen, für diesen Bereich die Überschrift „Kinder“ zu wählen.

Überraschenderweise betont keine der Frauen, auch nicht der jüngeren Frauen, als Grund für ein Herauszögern oder in Frage stellen der Entscheidung **für** ein Kind die Schwierigkeit, Beruf und das Kind zu vereinbaren, sondern ausschließlich die Bedeutung der Partnerschaft.

Betrachtet man die Verteilung der Identitätszustände, so fällt auf, dass keine der Frauen beider Gruppen in diesem Bereich den Identitätszustand „Erarbeitet“ zeigt, also sowohl exploriert hat als auch eine innere Verpflichtung eingegangen ist. Dies kann als ein Hinweis darauf gelten, dass es schwierig geblieben ist, eine autonome Haltung gegenüber der Kinderfrage einzunehmen, zu explorieren und sich dann, nach einer Phase der Orientierung, dafür oder dagegen zu entscheiden. Wer exploriert hat, ist in diesen beiden Gruppen keine „Innere Verpflichtung“ eingegangen

### **9.5. Die „Innere Verpflichtung“**

Die Betrachtung der Variablen „Innere Verpflichtung“ zeigt, dass die jüngere Frauengruppe in drei von vier Bereichen eine geringere „Innere Verpflichtung“ aufweist, nur in einem Bereich, „Bildung und Ausbildung“ liegt sie gleichauf mit der älteren Gruppe (vgl. Abb. 3). Auch wenn dieses Ergebnis nur im Lebensbereich „Kinder und Familie“ besonders auffällig ist mit einer Tendenz zur statistischen Signifikanz, führt es trotzdem zu der Überlegung, ob eventuell generell die Bereitschaft, sich für etwas einzusetzen, etwas wichtig zu nehmen, sich einzulassen, sich innerlich zu verpflichten, abgenommen hat. Zeigt sich hier eine Auswirkung einer größeren Orientierungslosigkeit sowie von Ambivalenzen als Folge von größerer Selbstbestimmung, wie sie in Abschnitt 3.8. beschrieben wurde (Bilden, 1989; Kraus, 2008)? Dies kann aber hier nur als Vermutung geäußert werden, aus der vorliegenden Studie nicht beantwortet werden.

### **9.6. Unterschiede in den Kontrollüberzeugungen**

Nicht überraschend erscheint, dass akademisch ausgebildete Frauen grundsätzlich davon überzeugt sind, dass sie Einfluss auf ihr Leben haben und zwar sowohl im Bereich „Beruf und Karriere“ als auch in „Partnerschaft und Ehe“. Insgesamt zeigen sich die in den 50er Jahren geborenen Frauen als überzeugter von ihrem Einfluss, als aktiv handelnder erleben sich die in den 70er Jahren geborenen Frauen. Der theoretische Zusammenhang zwischen sich als einflussreich erleben und dann dementsprechend ziel führend zu handeln, Bereichen auswirkt.

### **9.7. Veränderungen des Identitätsstatus im Laufe des Lebens**

Die Aussage der modernen Identitätstheorien, dass Identitätsbildung ein Prozess ist, der mit der Pubertät nicht abgeschlossen ist, bestätigt sich in dieser Untersuchung. Wenn auch im Bereich „Beruf und Karriere“ keine klare Veränderung festzustellen war, so durchaus im

Bereich „Partnerschaft und Ehe“, für den deutlich eine „Nicht-Stabilität“ gezeigt werden konnte.

Die Beschreibungen der Frauen bezüglich dieser Veränderungen, machen allerdings deutlich, dass die Veränderungen durch gemachte Lebenserfahrungen und Erfahrungen mit Partnerschaft als auf gesellschaftliche Veränderungen zurückzuführen sind.

## 10. Fazit und Ausblick

Das Ergebnis dieser Untersuchung zeigt weniger Veränderungen als erwartet in der Mehrheit der untersuchten Lebensbereiche. Zwei Ergebnisse erscheinen besonders relevant, auch gesellschaftlich relevant: Die geringen Veränderungen im Bereich „Beruf und Karriere“ und die gefundenen Veränderungen im Bereich „Kinder und Familie“, der einzige Bereich in dem sich eine eindeutige Veränderung der Identität der in den 70er Jahren geborenen Frauen mit akademischer Ausbildung gegenüber den in den 50er Jahren geborenen Frauen finden ließ.

Nachdenklich stimmt, dass in dem Bereich „Beruf und Karriere“ auch in der jüngeren Gruppe Karriere und der Wunsch nach Karriere selten eine Rolle spielt. Auch wenn die Zugkraft der Familie mit der Zeit geringer wurde (Allmendinger, 2010, S. 13), führt dies nach dem Ergebnis dieser Untersuchung nicht zu einer verstärkten Karriereorientierung von gut ausgebildeten Frauen. Die hier interviewten in den 70er Jahren geborenen Akademikerinnen streben nicht vermehrt in Führungspositionen und werden somit die von Wippermann (2010) beschriebene Unterrepräsentanz von nur 31% von Frauen in Führungspositionen nicht aufbrechen. Aber auch die groß angelegte Studie von Allmendinger (2009), die Frauen der Jahrgänge 1979 – 1989 befragte, ergab, dass lediglich 24% der Frauen mit Abitur angaben, es erstrebenswert zu finden, ganz nach oben zu kommen und 45% der Frauen die Nebenwirkungen von Karriere fürchten. Als Grund nannten sie vor allem die Einsamkeit in Führungspositionen. Dieser Trend der wiederum jüngeren Frauen, die angeben eine Karriere zu scheuen, entsprechen den in der vorliegenden Untersuchung gefundenen Ergebnissen, da sich ebenfalls nur 25% (50er Jahre) bzw. 30% (70er Jahre) der Frauen als karriereorientiert beschrieben. Karrierebetonung scheint weiterhin nur bei einer Minderheit der akademisch gebildeten Frauen eine Rolle zu spielen.

Familiengründung dagegen ist eine – zwar vielfach gewünschte – Option geworden, aber nicht länger etwas, was „Frau“ auf jeden Fall machen möchte. Diese Entwicklung stimmt

überein mit der gesellschaftlichen Veränderung und ist zugleich gesellschaftlich relevant, besonders wegen der steigenden Zahlen der Akademikerinnen. Die in der Öffentlichkeit und von der Politik geführte Diskussion, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Kindern verbessert werden muss durch Garantie eines Kindergartenplatzes und qualifizierte Teilzeitstellen, trifft die Bedürfnisse der hier befragten, in den 70er Jahren geborenen Frauen nicht. Zumindest für Akademikerinnen gilt, dass die Bedeutung von Partnerschaft und damit auch die Rolle, die den Männern als Partner und als Väter zukommt, zu wenig im Fokus der öffentlichen Diskussion ist. Die schon erwähnte Studie von Allmendinger (2009) gibt für diese Überlegungen einigen Stoff. So fragte sie nach der Wunscharbeitszeit von Frauen und Männern, und kam zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass Männer im Mittelwert eine Arbeitszeit von 36,1 Stunden anstreben, aber Männern mit Kindern von 37,5 Stunden. Ein Viertel der befragten Frauen bejahte die Aussage, „Meine Erwerbsarbeit führt zu häuslichem Stress“. (Allmendinger, 2009, S.47). Ob diese Ergebnisse so zu verstehen sind, dass die Männer die Berufsarbeit gegenüber der Familienarbeit bevorzugen oder ob sie sich auf Grund des Vaterseins stärker verpflichtet fühlen, beruflich erfolgreich zu sein, lässt sich an dieser Stelle nicht klären. Es erscheint sinnvoll, diesen Zusammenhängen nachzugehen, gezielt zu erforschen, was Akademikerinnen benötigen, um ihren Kinderwunsch umzusetzen und welchen Einfluss die Rolle der Männern innerhalb der Familie auf diesen Prozess haben. Die bisherige Diskussion der vermehrten Kita-Angebote und der Frauenquote für Führungspositionen bietet gemäß den Ergebnissen dieser Untersuchung keine Unterstützung hinsichtlich der Kinderfrage.

## 11. Literaturverzeichnis

- Abels, H. (2006). *Identität*. Wiesbaden: GWV.
- Abbele, A.E., Hoff, E.-H. & Hohner, H.-U. (Hrsg.) (2003). *Frauen und Männer in akademischen Positionen*. Heidelberg und Kröning: Asanger.
- Allensbach, Institut für Demoskopie (2004). *Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativumfrage der 18- bis 44 jährigen Bevölkerung* [www document]. Abrufbar über: [http://www.idf-allensbach.de/uploads/tx\\_studies/6544\\_Geburtenrate.pdf](http://www.idf-allensbach.de/uploads/tx_studies/6544_Geburtenrate.pdf) [Zugriffsdatum: 12.5.2011].
- Allmendinger, J. (2009). *Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. Die Brigitte-Studie*. München: Pantheon.
- Archer, S.L. & Waterman, A.S. (1993). Identity Status During the Adult Years: Scoring Criteria. In J. Marcia, A.S. Waterman, D.R. Matteson, S.L. Archer & J.L. Orlofsky (1993). *Ego Identity. A Handbook for Psychosocial Research* (pp. 241-271). New York: Springer.
- Bauer, G. & Jacob, M. (2008). *Familiengründung im Partnerschaftskontext: Eine Analyse der Bedeutung der Bildungskonstellation von Paaren für eine Elternschaft anhand des Mikrozensus 1996 – 2004*. [www document]. Abrufbar über: <http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp-109.pdf> [Zugriffsdatum: 10.10.2011].
- Beck-Gernsheim, E. (2008). Vom „Dasein für Andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In S:M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen* (S: 19-63). Wiesbaden: V.S..
- Beck-Gernsheim, E. (1988). *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit*. München: Beck.
- Beck-Gernsheim, E. (1994). Auf dem Weg in die postfamiliale Familie - Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten* (S. 115-139). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E.(2006). *Die Kinderfrage heute*. München: C.H. Beck.
- Bilden, H. (1989). Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In H. Keupp & H. Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel* (S. 19-47). Göttingen: Hogrefe.



- Bilden, H. (1998). Jenseits des Identitätsdenkens – Psychologische Konzepte im Verständnis „postmoderner“ Subjektivitäten. *Verhaltenstherapie & Psychosoziale Praxis*, 30 (1), S. 5-32..
- Brake, B., Choi, I.-S. & Hauser, W. (2006). *Geringe Geburtenziffern von Akademikerinnen. Eine europäische Perspektive*. Bamberger Beiträge zur Europaforschung und zur internationalen Politik. Nr. 11. [www document]. Abrufbar über: <http://www.web.unibamberg.de/sowi/europastudien/beitraege> [Zugriffsdatum: 21.11.2009].
- Brandt, G. (2012). *Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei Hochschulabsolvent(inn)en*. HIS Forum, 8. [www document]. Abrufbar über: [http://www.his.de/pdf/pub\\_fh/fh-201208.pdf](http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-201208.pdf) [Zugriffsdatum: 12.03.2013].
- Breitsprecher, R., Calderwood-Schnorr, V., Terrell, P. & Morris, W. (1983). *Pons Teil: englisch/deutsch*. Stuttgart: Klett.
- Bujard, M. (2012). *Talsole bei Akademikerinnen durchschritten?* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Bundesministerium für Familie und Senioren (BMFuS) (Hrsg.) (1994). *Familie und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens* (Fünfter Familienbericht). Bonn: Bundestagsdrucksache 12/7560.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2005). *Gender Datenreport: Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland*. [www document]. Abrufbar über: <http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/genderreport/1-Bildung-ausbildung-und-weiterbildung/1-3-bildungsbeteiligung-im-zeitvergleich.html> [Zugriffsdatum: 02.08.2013].
- Bertelsmann, C. (1954). *Das Bertelsmann Lexikon. Zweiter Band G- L*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Dorbritz, J. (2011). *Dimensionen der Kinderlosigkeit in Deutschland. Bevölkerungsforschung. 32. Jahrgang* [www document]. Abrufbar über: <http://www.bib-demografie.de> [Zugriffsdatum: 07.09.2012].
- Drosdowski, G., Grebe, P., Köster, R. & Müller, W. (1974). *Duden. Das Fremdwörterbuch*. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Duschek, K.-J. & Wirth, H. (2005). *Kinderlosigkeit von Frauen im Spiegel des Mikrozensus. In Statistisches Bundesamt. Wirtschaft und Statistik 8* [www document]. Abrufbar über:

- <http://www.uni-tuebingen.de/frauenvertreterin/download/kinderlosigkeit.pdf> [Zugriffdatum: 09.03.2009].
- Geissler, B. & Oechsle, M. (1994). Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (S. 139-168). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erikson, E.H. (1980). *Identität und Lebenszyklus*. Drei Aufsätze (6. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fabian, G. & Briedis, K. (2009). *Aufgestiegen und erfolgreich: Ergebnisse der dritten HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 1997 zehn Jahre nach dem Examen*. Hannover: HIS: Forum Hochschule.
- Faltermaier, T., Mayring, P., Saup, W. & Strehmel, P. (2002). *Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Fend, H. (2005). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters* (3. Aufl.). Wiesbaden: GWV.
- Furer, U., Marx, A., Holländer, A. & Möbes, J. (2000). Selbstbildentwicklung in Kindheit und Jugend. In Greve, W. (Hrsg.), *Psychologie des Selbst* (S: 39-58). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Geissler, B. & Oechsle, M. (1996). *Die Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe* [www document]. Abrufbar über: <http://uni-bielefeld.de/soz/we/.../geissler/LP-Buch-kap1+2+10+11.pdf> [Zugriffdatum: 06.03.2013].
- Geissler, B. & Oechsle, M. 1996. *Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion der Geschlechterhierarchie im Beruf* [www document]. Abrufbar über: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/geissler/pdf/hierarchie-98.pdf> [Zugriffdatum: 06.03.2013].
- Geissler, B. & Oechsle, M. (2005). *Die Modernisierung Weiblicher Lebenslagen* [www document]. Abrufbar über: <http://www.bpb.de/apuz/25497/die-modernisierung-weiblicher-lebenslagen> [Zugriffdatum am 06.03.2013].
- Gillmann, B. (2009). *Akademikerinnen bleiben oft kinderlos* [www document]. Abrufbar über: <http://www.handelsblatt.com/politik/ b=2438611, p=6, t=ftprint.doc page=0; print-page> [Zugriffdatum: 08.05.2010].
- Gremmler- Fuhr, M. (1999). Grundkonzepte und Modelle der Gestalttherapie. In R. Fuhr, M. Sreckovic & M Gremmler-Fuhr (Hrsg.), *Handbuch der Gestalttherapie* (S: 345-393). Göttingen: Hogrefe.

- Haas, M. (2009). *Einsame Spitze*. [www. document]. Abrufbar über: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/drucken/text/28735> [Zugriffsdatum: 16.11.2012].
- Haußer, K. (1995). *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer.
- Haußer, K. (2007). Assessing Identity as the Meaningfulness of Meanings – The Flensburg Identity Status Interview (FISI). In M. Watzlawik & A. Born (Eds.), *Capturing Identity. Quantitative and Qualitative Methods* (pp. 15-23). Lanham: University Press of America.
- Hetze, T.P. (2007). *Deutschland im demographischen Wandel* [www document]. Abrufbar über: [http://www.zdwa.de/zdwa/artikel/brochuere/brochuere2007\\_bap.05.pdf](http://www.zdwa.de/zdwa/artikel/brochuere/brochuere2007_bap.05.pdf) [Zugriffsdatum: 16.7.2013].
- Hill, P.B. & Kopp, J. (2006). *Familiensoziologie* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS.
- Hopf, C. (2007). Qualitative Interviews – ein Überblick. In U. Flick, E. Kardorff von & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (5. Aufl.) (S. 349-360). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hufnagel, R. (2008). Kinderwunsch und Partnerwahl in Deutschland. *Hauswirtschaft und Wissenschaft – Europäische Zeitschrift für Haushaltsökonomie, Haushaltstechnik und Sozialmanagement*, 56 (1), S. 8-25
- James, W. (1950). *Principles of Psychology* (Vol. 1). New York: Dover.
- Keupp, H. (1997). Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In H. Keupp, H. & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 11-40). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Keupp, H. (1998). Identität. In S. Grubitzsch & K. Weber (Hrsg.), *Psychologische Grundbegriffe. Ein Handbuch* (S: 239-245). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, H., Ahbe, Th., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B., Kraus, W. & Strauss, F. (Hrsg.) (2006). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne* (3.Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kowall, S. & O'Connell, D. (2007). Zur Transkription von Gesprächen. In U. Flick, E. Kardorff von & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (5. Aufl.) (S. 437-447). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.) (2007). *Ein Leben ohne Kinder Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Könekamp, B. (2007). *Chancengleichheit in akademischen Berufen*. Wiesbaden: GWV.
- Kraus, W. & Mitzscherlich, B. (1997). Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E. Marcia

- und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 149-174). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kraus, W. (2000). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Herbolzheim: Centaurus.
- Kraus, W. (2007). Designing The Long View: Lessons From A Qualitative Longitudinal Study On Identity Development. In M. Watzlawik & A. Born (Eds.), *Capturing Identity. Quantitative and Qualitative Methods* (pp. 23-39). Lanham: University Press of America.
- Kunze, J-P. (2005). *Das Geschlechterverhältnis als Machtprozess. Die Machtbalance der Geschlechter in Westdeutschland seit 1945*. Wiesbaden: GWV.
- Marcia, J. (1980). Identity in adolescence. In J. Adelson (Ed.), *Handbook of adolescent psychology* (pp. 159-187). New York: Wiley.
- Marcia, J. (1993). The Ego Identity Status Approach to Ego Identity. In J. Marcia, A.S. Waterman, D.R. Matteson, S.L. Archer, & J.L. Orlofsky (Eds.), *Ego Identity. A Handbook for Psychosocial Research* (pp. 3-22). New York: Springer.
- Marcia, J. (2007). Theorie and Measure: The Identity Status Interview. In M. Watzlawik & A. Born (Eds.), *Capturing Identity. Quantitative and Qualitative Methods* (pp. 1-15). Lanham: University Press of America.
- Maul, B. (2002). *Akademikerinnen in der Nachkriegszeit. Ein Vergleich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Mayring, P. (2002). *Qualitative Sozialforschung*. (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2007). Qualitative Inhaltsanalyse. In U. Flick, E. Kardorff von & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (5. Aufl.) (S. 468-475). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Mayring, P. (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (10. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. & Gläser-Zikuda, M. (Hrsg.) (2008). *Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mead, G.H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Merkens, H. (2007). Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktionen. In U. Flick U., E. Kardorff von & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (5. Aufl.) (S. 286-299). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Morillo, F.G. (2005). *Examen + Kind = Zufrieden? Lebenszufriedenheit von Akademikerinnen und Akademikern* [e-dissertation]. Abrufbar über: <http://www.opus.ub.uni-erlangen.de/opus/volltexte/2005/154/pdf/fatima%20diss%20endversion.pdf> [Zugriffdatum: 07.08.2009].
- Nave-Herz, R. (1972). *Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft: Der Anachronismus in den Rollenerwartungen*. Neuwied: Luchterhand.
- Nave-Herz, R. & Sander, D. (1998). *Heirat ausgeschlossen? Ledige Erwachsene in sozialhistorischer und subjektiver Perspektive*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Nave-Herz, R. (Hrsg.) (2002). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Nave-Herz, R. (2006). *Ehe- und Familiensoziologie* (2. Aufl.). Weinheim: Juventa.
- Nave-Herz, R. (2007). *Familie Heute* (3. Aufl.). Darmstadt: WBG.
- Oertel, J. (2007). *Generationenmanagement in Unternehmen*. Wiesbaden: GWV.
- Passet, J. (2011). *Kinderlosigkeit im Lebensverlauf: Wie wichtig ist das Lebensziel, Kinder zu bekommen, im Vergleich mit anderen Lebenszielen*. *Bevölkerungsforschung*. 32. Jahrgang [www document]. Abrufbar über: <http://www.bib-demografie.de> [Zugriffdatum: 09.09.2012].
- Perls, F.,S. Hefferline, R.F. & Goodman, P. (2006). *Gestalttherapie. Grundlagen der Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Peuckert, R. (2008). *Familienformen im sozialen Wandel* (7. Aufl.). Wiesbaden: VS.
- Rattansi,A. & Phoenix, A. (2005). Rethinking Youth Identities: Modernist and Postmodernist Frameworks. *Identity*, 5(2), 97-123.
- Reich, N. (2009). *Kinderlosigkeit in Deutschland: Was macht Mann? HWWI Standpunkt* [www document]. Abrufbar über: <http://www.hwwi.org/standpunkt@hwwi.org> [Zugriffdatum: 08.03.2011].
- Rosenstiel von, L. (2001). Arbeit und Familie. In Walper, S. & Pekrun, R. (Hrsg.), *Familie und Entwicklung* (S. 106-131). Göttingen: Hogreve.
- Schachter, E. (2005). Erikson Meets the Postmodern: Can Classic Identity Theory Rise to the Challenge? *Identity*,5 (2), 137-160.
- Scharein, M. & Unger, R. (2005). Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen? Die Aussagekraft empirischer Daten zur Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. *BIB – Mitteilungen: Informationen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung beim Statistischen Bundesamt*, 26 (2), 6-13.

- Schnell, R., Hill, P.B. & Esser, E. (2005). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (7. Aufl.). München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Scholz, W.-D. (2005). Zwischen individuellem Lebensentwurf und gesellschaftlicher Verantwortung: Ursachen und Folgen des Geburtenrückgangs in Deutschland. In R. Nave-Herz & W.-D. Scholz (Hrsg.), *Beiträge zur Bildungs- und Familienforschung* (S. 157-177). Würzburg: Ergon.
- Schröder, T. (2007). Geplante Kinderlosigkeit? Ein lebenslauftheoretisches Entscheidungsmodell. In D. Konietzka & M. Kreyenfeld (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder* (S. 365-401). Wiesbaden: VS.
- Sommerkorn, I.N. & Liebsch, K. (2002). Erwerbstätige Mütter zwischen Beruf und Familie. In R. Nave-Herz (Hrsg.), *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland* (S: 99-131). Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2006 a). Datenreport 2006. *Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung [www document]. Abrufbar über: [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2006/Datenreport/Datenreport\\_pdf?blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2006/Datenreport/Datenreport_pdf?blob=publicationFile) [Zugriffsdatum: 09.03.2009].
- Statistisches Bundesamt (2006 b). *Kinderlosigkeit von Akademikerinnen im Spiegel des Mikrozensus* [www document]. Abrufbar über: [http://www.beruf-und.de/.../destatis\\_kinderlosigk](http://www.beruf-und.de/.../destatis_kinderlosigk) [Zugriffsdatum: 09.03.2009].
- Statistisches Bundesamt (2007). *Generatives Verhalten der Frauenkohorten im langfristigen Vergleich* [www. document]. Abbrufbar über: <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Wirtschaft> Statistik/Bevölkerung/Frauenkohorten\_509.pdf?\_blob=publicationFile [Zugriffsdatum: 02.08.2013].
- Statistisches Bundesamt, (2009). *Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland* [www document]. Abrufbar über [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2009/Kinderlosigkeit/begleitheft\\_Kinderlosigkeit.pdf](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2009/Kinderlosigkeit/begleitheft_Kinderlosigkeit.pdf) [Zugriffsdatum: 08.03.2011].
- Statistisches Bundesamt (2012). *Geburten in Deutschland* [www document]. Abrufbar über: <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/Bevoelkerungsbewegung/BrochuereGeburtenDeutschland012000712> [Zugriffsdatum: 15.01.2013].
- Stern, D. (1992). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett.

- Stöbel-Richter, Y. & Brähler, E. (2005). Sozialisationsaspekte und Rollenleitbilder zur Vereinbarkeit von Familie und weiblicher Berufstätigkeit sowie Einstellungen zum Schwangerschaftsabbruch in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaften*, 30 (2-3), 293-313.
- Straub, J. (2000). Identität als psychologisches Deutungskonzept. In W. Greve (Hrsg.), *Psychologie des Selbst* (S. 279-302). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Tremel, I. (2003). *Selbstwertgefühl: behindert? Eine empirische Untersuchung selbstwertrelevanter Aspekte in den Lebensbereichen sichtbar körperbehinderter Mädchen und junger Frauen in der Adoleszenz* [e-dissertation]. Abrufbar über: <http://www.zbb-flensburg.de/disert/tremel/selbstwertgefuehlbehindert.pdf> [Zugriffsdatum: 03.04.2009].
- Voß, A. (2006). *Ein Baby- jetzt, später oder nie? Das Dilemma der modernen Frau*. Hamburg: Bastei-Lübbe.
- Waterman, A.S. & Archer, S.L. (1993). Identity Status During the Adult Years: Scoring Criteria. In J.Marcia, A.S. Waterman, D.R. Matteson, S.L. Archer, & J.L. Orlofsky (Eds.), *Ego Identity. A Handbook for Psychosocial Research* (pp. 241-273). New York: Springer.
- Watzlawik, M. (2003). *Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen: Eine Internetbefragung zur sexuellen Identitätsentwicklung bei amerikanischen und deutschsprachigen Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren* [e-dissertation]. Abrufbar über: <http://www.abq-ch/downloads/wissenschaft/watzlawik.%202003pdf> [Zugriffsdatum: 08.02.2012].
- Weisshaupt, B. (1990). *Zur Dialektik der Identität von Frauen. Weibliche Identität im Wandel*. Heidelberg: Ruprecht -Karls-Universität Studium Generale.
- Wippermann, C. (2010). *Frauen in Führungspositionen. Barrieren und Brücken* [www document]. Abrufbar über: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschueren/stelle/pdf-Anlagen/frauen> [Zugriffsdatum: 12.03.2013].
- Wirth, H. & Schmidt, S. (2003). *Bildungspartizipation und Heiratsneigung: Die Entwicklung des Bildungsselektiven Heiratsverhaltens in Westdeutschland zwischen 1970 und 1997* [www document]. Abrufbar über: [http://www.gesis.org/fileadmin/upload/...zuma\\_nachrichten/zn\\_52.pdf](http://www.gesis.org/fileadmin/upload/...zuma_nachrichten/zn_52.pdf) [Zugriffsdatum: 08.03.2009].
- Wirth, H. & Dümmler, K. (2004). *Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen* [www document]. Abrufbar über: <http://www.gesis.org/fileadmin/upload/.../isi/isi-32.pdf> [Zugriffsdatum: 08.03.2009].

Zoepf, A. (2005). *Trend: Akademikerin und kinderlos* [www document]. Abrufbar über: <http://www.stern.de/wirtschaft/arbeit-karriere/:Trend-Akademikerin/547566.html> [Zugriffsdatum: 05.11.2007].



## 12. Verzeichnis der Abbildungen:

<b>Abb. 1</b>	Konstruktionen der Identitätsarbeit	<b>30</b>
<b>Abb. 2</b>	Vierfelderschema nach Marcia	<b>32</b>
<b>Abb. 3</b>	Identitätszustände der beiden Gruppen nach dem Vierfelderschema in den vier Lebensbereichen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>64</b>
<b>Abb. 4</b>	Die Variable „Innere Verpflichtung“ der beiden Gruppen in den vier Lebensbereichen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>66</b>
<b>Abb. 5</b>	Die Variable „Exploration“ der beiden Gruppen in den vier Lebensbereichen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>67</b>
<b>Abb. 6</b>	Die subjektive Bedeutsamkeit der vier Lebensbereiche der beiden Gruppen: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>72</b>
<b>Abb. 7</b>	Die komprimierte Rangfolge der vier Lebensbereiche: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>74</b>
<b>Abb. 8</b>	Einfluss und Handeln in den Lebensbereichen „Beruf und Karriere“: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>75</b>
<b>Abb. 9</b>	Einfluss und Handeln in den Lebensbereichen „Partnerschaft und Ehe“: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>75</b>
<b>Abb. 10</b>	Identitätszustände in den vier Lebensbereichen der in den 50er Jahren geborenen Frauen: Ein Vergleich zweier Lebensphasen (30-40 Jahre versus 50-60 Jahre)	<b>83</b>
<b>Abb. 11</b>	Die subjektive Bedeutsamkeit der vier Lebensbereiche der in den 50er Jahren geborenen Frauen: Ein Vergleich zweier Lebensphasen (30-40 Jahre versus 50-60 Jahre)	<b>86</b>

**13. Verzeichnis der Tabellen:**

<b>Tabelle 1</b>	Berufsfeld Anteile von Probandinnen	<b>51</b>
<b>Tabelle 2</b>	Familienstand von Akademikerinnen nach Jahrgang	<b>52</b>
<b>Tabelle 3</b>	Kinderlosigkeit von Akademikerinnen nach Jahrgang	<b>53</b>
<b>Tabelle 4</b>	Anteil der Akademikerinnen mit Kindern nach Familienstand und Jahrgang	<b>53</b>
<b>Tabelle 5</b>	Erwerbstätigkeit von Akademikerinnen nach Jahrgang	<b>54</b>
<b>Tabelle 6</b>	Interkoderreliabilitäten nach Lebensbereichen	<b>62</b>
<b>Tabelle 7</b>	Die „Innere Verpflichtung“ im Bereich „Beruf und Karriere“: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>77</b>
<b>Tabelle 8</b>	Die „Innere Verpflichtung“ gegenüber dem Kinderwunsch: Ein Vergleich des gleichen Lebensalters	<b>80</b>

## **14. Anhang**

### **14.1. Handout und Interviewleitfaden „FISI für Akademikerinnen“**

Handout zur Suche von Probandinnen

**Brigitte Hebel**  
Dipl. Soz., Gestalttherapeutin, HPG  
040/899 3668  
[reinhebel@aol.com](mailto:reinhebel@aol.com)

**Ich suche interessierte Frauen für ein Interview im Rahmen einer Dissertation über das Thema**

***„ Identität und Identitätsentwicklung von Akademikerinnen unterschiedlicher Jahrgänge“***

**Als Interviewpartnerinnen suche ich Frauen mit abgeschlossener akademischer Ausbildung, entweder in den 50er Jahren oder in den 70er Jahren geboren. Es ist unerheblich, ob Sie im Moment berufstätig sind oder nicht, allein oder mit Partner leben.**

**Inhalt:**

**Max. 1-stündiges Interview über die Bedeutung/Wichtigkeit/Stellenwert von Beruf und Karriere, Partnerschaft und Familie in Ihrem Leben.  
*Selbstverständlich werden alle Daten anonymisiert.***

**Was haben Sie davon?**

**Einige interessante Einblicke und Erkenntnisse über Ihre Identitätsentwicklung, Ihre Identität und Identifizierungen als Frau.**

**Ort:**

**Das Interview kann entweder bei mir in der Praxis stattfinden oder ich komme zu Ihnen.**

**Falls Sie Lust und Interesse haben, rufen Sie mich doch bitte an oder mailen Sie mir:**

**Brigitte Hebel**  
040/ 899 3668  
[reinhebel@aol.com](mailto:reinhebel@aol.com)

## FISI für Akademikerinnen

### Einstieg:

Anonymitätsgarantie und grober Überblick über den Ablauf.

Biographische Daten: Geburtsjahr und Alter, Bildungs- und Berufsweg, derzeitige Tätigkeit, Familienstand (ledig, gebunden, verheiratet), Anzahl der Kinder. Informationen zum familiären Hintergrund: Bildung- und Berufsstatus der Eltern sowie Familienstand der Eltern (verheiratet, geschieden etc.) und Anzahl der Geschwister.

Für den 50er Jahrgang: Wie gut können Sie sich an die Zeit, als Sie wesentliche Entscheidungen zur Beruf- und Karriereplanung sowie zur Familienplanung trafen, erinnern bzw. wie nah ist Ihnen dieser Themenbereich noch heute?

#### - Lebensbereich 1: Bildung und Ausbildung

Ausbildungsgang: wann haben Sie sich für das Abitur entschieden und warum?

Wann und warum haben Sie sich für ein akademisches Studium entschieden? Gab es irgendwann andere Vorstellungen oder Wünsche? Was erschien Ihnen daran reizvoll?

Inwiefern haben die Eltern oder andere wichtige Personen Ihren Ausbildungsweg/Ihre Entscheidung für ein akademisches Studium beeinflusst? Wie denken Ihre Eltern und andere wichtige Personen jetzt über Ihren akademischen Status?

Wären Sie jetzt bereit, in ein anderes Tätigkeitsfeld zu wechseln bzw. einen anderen, eventuell sogar nicht akademischen Beruf zu ergreifen, falls sich die Gelegenheit bietet?

#### - Lebensbereich 2: Berufstätigkeit und Karriere

Was arbeiten Sie im Moment, seit wann haben Sie diese Arbeit, wie viel arbeiten Sie und warum haben Sie sich für diese Arbeit entschieden? Hatten Sie irgendwann Interesse an einer anderen Arbeit und wenn ja, warum haben Sie sich dagegen entschieden?

Sind Sie zufrieden mit Ihrer Arbeit? Sind Sie zufrieden mit ihrer Karriere? Was bedeutet Ihnen Ihre Karriere?

Wie finden Ihre Eltern oder andere wichtige Personen Ihre Arbeit, ihren Karrierestand? Inwieweit fühlen Sie sich durch diese in ihren Karriereentscheidungen beeinflusst?

Hätten Sie heute Interesse daran, Ihren Beruf zu wechseln bzw. würden Sie gerne an ihrem Beruf bzw. an Ihrer Karriere etwas verändern? Was und warum?

- Lebensbereich 3: Partnerschaft und Ehe

Wie leben Sie? Leben Sie allein, mit einem Partner, mit wie vielen Personen leben Sie in einem Haushalt?

Seit wann und warum leben Sie so?

Sind Sie mit ihrer jetzigen Situation zufrieden oder würden Sie lieber anders leben? Warum?

Haben Sie schon mal anders gelebt, also z.B. als Single oder in einer Partnerschaft?

Glauben Sie, dass andere Personen wie z.B. ihre Eltern Einfluss darauf hatten, wie Sie heute leben? Wie finden Ihre Eltern oder andere wichtige Personen ihr jetziges Lebensmodell?

Was müsste geschehen um Ihr jetziges Lebenskonzept zu ändern?

- Lebensbereich 4: Kinder und Familie

Haben Sie Kinder und wenn ja wie viele?

Wie leben Sie, in einer Familie? Wie würden Sie gerne leben?

Leben Sie mit so vielen Kindern wie Sie möchten oder hätten Sie gerne eine andere Familiengröße?

Was müsste passieren, dass Sie mehr Kinder hätten (bzw. gehabt hätten)?

Haben Sie sich schon mal überlegt, ohne Kinder zu leben?

Wie finden Ihre Eltern oder andere wichtige Personen die Anzahl Ihrer Kinder?

Anschließend folgten die Fragen zu der subjektiven Bedeutsamkeit der einzelnen Identitätsdomänen:

- Sie haben eingehend berichtet, was Ihnen die ausgewählten Bereiche

Bildung und Ausbildung

Berufstätigkeit und Karriere

Partnerschaft und Ehe

Kinder und Familie

bedeuten.

Wie würden Sie diese vier Bereiche in Ihrer persönlichen Bedeutung für Sie gewichten? Was hat Priorität? Gibt es eine Rangfolge? Was bedeutet Ihnen am meisten, was am wenigsten?

Gibt es Wechselwirkungen zwischen den Bereichen? Welche?

Gab es mal eine wichtige Veränderung in Ihrer Orientierung in diesen vier Bereichen? Welche? Wann und warum? Hat sich dies auf die anderen Bereiche ausgewirkt? Wie?

Zum Abschluss noch einige Fragen zur aktiven Einflussnahme und dem Gefühl der Möglichkeiten derselben:

Bezogen auf den Bereich „Beruf und Karriere“:

Was haben Sie aktiv gemacht bzw. machen Sie, um Ihre Karriere zu planen und zu fördern?

Welche berufsbezogenen Wünsche haben/hatten Sie und was tun Sie, um diese zu erfüllen, umzusetzen?

Glauben Sie, dass Sie Ihren Berufsweg steuern können/konnten, Einfluss auf Ihre Berufsentwicklung haben /hatten?

Bezogen auf den Bereich „Partnerschaft und Ehe“:

Was haben Sie aktiv gemacht, dass Sie einen Partner gefunden haben bzw. was tun Sie aktiv, um einen Partner zu finden?

Glauben Sie, dass Sie Einfluss darauf haben bzw. hatten, ob Sie einen Partner finden bzw. gefunden haben, und wenn ja, wie weit?

Vielen Dank

**14.2. Kodierregeln für Kodierleitfaden A:**

**Identitätszustand, subjektive Bedeutsamkeit und Kontrollmotivation**



## Allgemeine formale und inhaltliche Kodierregeln für Kodierleitfaden A

Um eine eindeutige Zuordnung der Textstellen zu den Kategorien zu gewährleisten dienen die folgenden Kodierregeln:

1. Jede Antwort der Frauen bildet eine Bedeutungseinheit. Da alle Probandinnen Sprache als ein vertrautes Medium nutzen, wird darauf verzichtet, Pausen oder ähnliches zur Auswertung heranzuziehen.
2. Im ersten Durchlauf wird bei den 50er Jahre Frauen am Anfang des Textes vermerkt, ob die Probandin sich gut an die Zeit als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt war, erinnern kann und in die Tabelle Auswertung 50er Jahre Probandin eingetragen.  
Der Beginn der einzelnen Bereiche wird eindeutig, durch 1-7 am Rand, gekennzeichnet. Die Punkte 1-7 sind:
  1. Lebensbereich Bildung und Ausbildung
  2. Lebensbereich Beruf und Karriere
  3. Lebensbereich Partnerschaft und Ehe
  4. Lebensbereich Kinder und Familie
  5. Subjektive Bedeutsamkeit der vier Lebensbereiche heute und retrospektiv
  6. Einflussnahme und Handeln bezogen auf Beruf und Karriere
  7. Einflussnahme und Handeln bezogen auf Partnersuche
3. Im zweiten Durchlauf werden im Text von 1. – 4. alle Textstellen farbig gekennzeichnet, die den Kategorien „Exploration“ (E/KE) und „Innerer Verpflichtung“ (IV/KIV) entsprechen.  
„Exploration“ ist definiert als das Vorhandensein oder die Abwesenheit von einer Phase, in der eine Entscheidung gemacht wird bzw. dass es eine Historie zur Abwägung und Erkundung verschiedener Alternativen gibt.  
„Innere Verpflichtung“ meint, das Ausmaß dessen, was jemand bereit ist, persönlich zu investieren und wie viel Bedeutung der Gegenstandsbereich hat. Zur weiteren Erläuterungen dienen die Codes, ihre Definitionen, Anwendungsregeln und Ankerbeispiele. Bei den Textstellen, die sich auf 5. „Subjektive Bedeutsamkeit“ der vier Bereiche, beziehen, werden alle Aussagen, die sich auf die subjektive Bedeutsamkeit beziehen, farbig hervorgehoben.

Bei den Textstellen, die sich auf 6. und 7. beziehen, werden die Textstellen, die den Einfluss und dass aktive Handeln bezogen auf Beruf und Karriere und Partnersuche beschreiben, farbig markiert.

Beim Durchlesen werden auch die Aussagen farbig markiert und am Rand mit der passenden Hauptkategorie vermerkt, wenn die Aussage innerhalb eines Abschnittes auftaucht, der sich auf einen anderen Bereich bezieht, also an einer „falschen“, Stelle im Text auftaucht.

4. Beim dritten Durchlesen markiert der Kodierer in den Abschnitten, die zu 1.-4. zugehörig sind, die Wörter, Satzteile und Sätze, die er entweder der Kategorie „Exploration“ zuordnet mit „E“ als Abkürzung für exploriert, „KE“ nicht exploriert und die Sätze, die er der Kategorie „Innerer Verpflichtung“ zuordnet mit „IV“ als Abkürzung für innerer Verpflichtung und „KIV“ als keine innere Verpflichtung. Hierfür werden die definierten Kategorien der Bereiche 1-4 sowie die Ankerbeispiele genutzt.

Anschließend entscheidet der Kodierer sich für jede Kategorie entweder für E, oder KE und IV oder KIV. Hierfür zählt die Mehrheit und eventuell die Gewichtung der einzelnen Zuordnungen.

Beispiel: Die Probandin DW nennt in der Kategorie 1 des 1. Lebensbereichs dass sie sich für das Gymnasium nicht entschieden hat (KE) aber sehr wohl für ein Studium und auch nach dem Studium für eine weitere Ausbildung. Deswegen überwiegt E als Auswertung. (DW, 22ff) Dieser Wert wird nun in die Tabelle Auswertung 50er Jahre Probandin eingetragen, da DW in den 50er Jahren geboren wurde.

Die Auswertung der 50er Jahre und der 70er Jahre Probandin unterscheiden sich insofern, dass die 50er Jahre Frauen für den 2. Lebensbereich „Beruf und Karriere“ sowie 4. „Familie und Kinder“ zum einen berichten, wie ihre Einstellungen und Erfahrungen zum Zeitpunkt des Interviews sind und wie diese waren, als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt waren.

Bei 5. „Subjektive Bedeutsamkeit“ markiert der Kodierer alle Textteile, die die Rangfolge der vier Lebensbereiche betreffen und nutzt die Codes 3 und 4. Auch hier muss der Vorgang für die 50er Jahre Probandinnen zweimal gemacht werden, einmal die Rangfolge heute und früher, als sie zwischen 30 und 40 Jahren alt war. Anschließend wird die Rangfolge in die entsprechende Tabelle Auswertung 50er Jahre Probandin oder 70er Jahre Probandin eingetragen.

Bei 6. und 7. markiert der Kodierer alle Wörter, Satzteile und Sätze, die ein „Ja“ oder „Nein“ für die Kategorien 5 und 6 beinhalten, entscheidet sich für „Ja“ oder „Nein“ und trägt das Ergebnis in die Tabelle Auswertung 50er Jahre Probandin oder 70er Jahre Probandin ein.

Die einzelnen Definitionen, Anwendungsregeln und Ankerbeispiele sind in den Kodierleitfäden A 1 – A 7 genau beschrieben.

**Kodierleitfaden A 1: Lebensbereich Bildung und Ausbildung**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Exploration, Erkundung verschiedener Alternativen	<p>Im Leben der Prob. gibt es eine Historie der Abwägung und Erkundung, d.h., sie hatte eine nicht akademische Ausbildung in Erwägung gezogen <b>(E)</b></p> <p><b>oder</b></p> <p>sie hat nie eine andere Bildungsform in Erwägung gezogen <b>(KE)</b>.</p>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben.	<p>„Ich hatte mal, als ich so 16 war, mir überlegt, ob ich nicht ne´ Ausbildung machen soll, [...].“ (D, 44) <b>(E)</b></p> <p>„Also, ich habe mich eigentlich nie für das Abitur entschieden, weil das in meiner Familie und in meiner Biografie nie in Frage stand, dass ich das Abitur mache. (P, 19f) <b>(KE)</b></p>
2	Innere Verpflichtung, Bedeutung und Bereitschaft persönlich zu investieren	<p>Bildung und Ausbildung hatte bzw. hat einen hohen Stellenwert und ist sehr wichtig <b>(IV)</b></p> <p><b>oder</b></p> <p>die Probandin misst der Bildung/ Ausbildung keinen so hohen Stellenwert bei, engagierte sich nicht so sehr <b>(KIV)</b>.</p>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben.	<p>„Also ich möchte [...] würde nen´ Studium immer vorziehen.“ (W, 85) <b>(IV)</b></p> <p>„[...] aber damals war es schon so, dass mir andere Sachen viel wichtiger waren, das ich das „Studium“ (Anm. der Ver.) eher so nebenbei laufen lassen hab´ irgendwie. (Z. 50ff) <b>(KIV)</b></p>

**Kodierleitfaden A 2: Lebensbereich Beruf und Karriere**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Exploration, Erkundung ver- schiedener Alternativen	<p>Im Leben der Probandin gibt es eine Historie der Abwägung und Erkundung, d.h., sie hat verschiedene Berufsfelder oder Arbeitsplätze in Erwägung gezogen, mal den Arbeitsplatz verändert bzw. gewechselt <b>(E)</b></p> <p><b>oder</b></p> <p>den Beruf nach dem Studium ergriffen und ohne weitere Abwägung bisher behalten <b>(KE)</b>.</p>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	<p>„Z.B. hatte ich schon mal die Idee, dass ich jetzt meinen Beruf einfach hinschmeiße und ne´ Tischlerausbildung mache [...].“ (Z,69ff) <b>(E)</b></p> <p>„Also ich hab´ schon [...] während des Studiums [...] in diesem Bereich gearbeitet, eigentlich seit 2003.“ (BY, 158ff) <b>(KE)</b></p>
2	Innere Verpflichtung, Bedeutung und Bereitschaft persönlich zu investieren	<p>Der Beruf hat im Leben der Prob. einen hohen Stellenwert, er ist sehr wichtig und sie engagiert sich für den Beruf<b>(IV)</b></p> <p><b>oder</b></p> <p>die Prob. misst dem Beruf in ihrem Leben keinen sehr hohen Stellenwert zu <b>(KIV)</b>.</p>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	<p>„Also ohne „Beruf“ (Anm. der Verf.) kann ich mir nicht vorstellen, also ist schon sehr wichtig.“ (T, 106) <b>(IV)</b></p> <p>„[...], aber da hab´ ich mich dann bewusst dagegen entschieden , weil das bedeutet hätte, das ich kein Privatleben mehr hab´, keine Partnerschaft [...].“ (Z, 133ff) <b>(KIV)</b></p>

**Kodierleitfaden A 3: Lebensbereich Partnerschaft und Ehe**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Exploration, Erkundung verschiede- ner Alternativen	<p>Im Leben der Prob. gibt es eine Histo- rie der Abwägung und Erkundung, d.h. es gab Zeiten, in denen sie z.B. alleine und dann in einer Partnerschaft gelebt hat <b>(E)</b></p> <p><b>oder</b></p> <p>die Prob. hat nie eine andere Lebens- form ausprobiert oder in Erwägung gezogen <b>(KE)</b></p>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt be- schreiben	<p>„Im Studium war ich lange Single, bis ich dann X ken- nen gelernt hab´.“ (W,168) <b>(E)</b></p> <p>„[...] aber ich war schon mit meinem jetzigen Mann zusammen gewesen, als ich noch zu Hause gelebt hab´ bei meinen Eltern.“ (J,161f) <b>(KE)</b></p>
2	Innere Verpflich- tung, Bedeutung und Be- reitschaft persönlich zu investieren	<p>In einer Partnerschaft und /oder Ehe zu sein hat für die Prob. einen hohen Stellenwert und ist sehr wichtig <b>(IV)</b></p> <p><b>oder</b></p> <p>die Prob. misst einer Partnerschaft keinen <i>so</i> hohen Stellenwert bei <b>(KIV)</b></p>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt be- schreiben	<p>„Irgendwie so ganz im Gegenteil: Ich genieß´ es, dass wir zusammen so viel unternehmen.“ (Y, 231f) <b>(IV)</b></p> <p>„[ ] es ein bisschen enger wurde und man sich jetzt auch mit den ganzen schwierigen Seiten von jemanden auseinandersetzen musste, dann hab` ich immer gesagt: `Nee, danke, das ist doch noch nicht das richtige.`“ (A, 290 ff) <b>(KIV)</b></p>

**Kodierleitfaden A 4: Lebensbereich Kinder und Familie**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Exploration, Erkundung ver- schiedener Alterna- tiven	Die Prob. hat zu verschiedenen Phasen in ihrem Leben unterschiedliche Hal- tungen zur Kinderfrage gehabt <b>(E)</b>  <b>oder</b>  ihr war immer klar, dass sie (keine) Kinder wollte <b>(KE)</b>	Alle Aussagen, die diesem Inhalt ent- sprechen	„Ganz lange nicht.“ (V, 248) als Antwort auf die Frage, wie wichtig Kinder für sie waren. <b>(E)</b>   „Ich hab´ nie nen´ Kinderwunsch gehabt, also ist nie gekommen.“ (AZ, 224f) <b>(KE)</b>
2	Innere Verpflich- tung, Bedeutung und Be- reitschaft persön- lich zu investieren	Kinder haben bzw. hatten einen hohen Stellenwert und sind bzw. waren sehr wichtig <b>(IV)</b>  <b>oder</b>  die Prob. misst Kindern keinen so ho- hen Stellenwert zu <b>(KIV)</b>	Alle Aussagen, die diesem Inhalt ent- sprechen	„Die Einstellung meines Mannes, der wollte nämlich keine Kinder. [...] und dann hab´ ich schon das zweite [...] hab´ ich ihn schon überreden müssen.“ (S, 213f) <b>(IV)</b>  „Konnte ich mir gut vorstellen.“ (R, 468) als Antwort auf die Frage, ob Kinder für sie mal wirklich wichtig waren oder ob sie sich Kinder nur gut vorstellen konn- te. <b>(KIV)</b>

**Kodierleitfaden A 5: Subjektive Bedeutsamkeit der vier Lebensbereiche heute und retrospektiv**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Rangfolge und Gewichtung der vier Lebensbereiche z. Zeitpunkt des Interviews	Die Prob. benennt die Wichtigkeit der vier Bereiche, wägt die Bedeutung ab und gibt ihnen eine Rangfolge	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Also: Berufstätigkeit und Karriere oben, dann Bildung und Ausbildung, dann käme Partnerschaft und Ehe und dann Kinder und Familie.“ (M, 419ff)
2	Rangfolge der 50er Jahre Frauen retrospektiv	Die Prob. benennt wie die Rangfolge der vier Bereiche war, als sie zwischen 30 und 40 Jahre alt war  <b>oder</b>  ob diese gleich geblieben ist	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Also fangen wir mal an mit den 30ern: Sagen wir mal, das Kind war da wichtigste, dann kam Partnerschaft [...].“ (DW, 317ff)  „Ja, das war immer so.“ (O, 248 f)



**Kodierleitfaden A 6: Einflussnahme und Handeln bezogen auf Beruf und Karriere**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Einschätzung der Möglichkeit der aktiven Einflussnahme auf Beruf und Karriere (ja/nein)	Die Prob. beschreibt, dass sie Einfluss auf ihre berufliche Entwicklung und/oder Karriere genommen hat <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	<p>„Das waren so die letzten großen Sachen und die waren ganz gezielt darauf ausgerichtet, da auch beruflich was draus zu machen.“ (DW, 276f) <b>(Ja)</b></p> <p>„Also ich fand`s jetzt auch einfach nur glückstreffermäßig, hab´ich irgendwie so´ne Agentur, hat die mich genommen [...]“ (CX, 297f) <b>(Nein)</b></p>
2	Einschätzung des eigenen aktiven Handelns im Bereich Beruf und Karriere (ja/nein)	Die Prob. erlebt sich als aktiv handelnd und gestaltend in ihrem Berufsleben <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	<p>„[...] also da fällt es mir sehr viel leichter aktiv zu sein und das selber zu gestalten [...]“ (U,246) <b>(Ja)</b></p> <p>„[...] bin ich ziemlich planlos vorgegangen. ... dass ein ganz großer Teil Glück dazu gehört. Dass man vielleicht zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist, [...]“ (N, 210; 236 f) <b>(Nein)</b></p>

**Kodierleitfaden A 7: Einflussnahme und Handeln bezogen auf Partnerschaft und Ehe**

Nr.	Kategorie	Definition	Anwendungs- Regel	Ankerbeispiel
1	Einschätzung der Möglichkeit der aktiven Einflussnahme auf Partnerfindung (ja/nein)	Die Prob. beschreibt, dass sie Einfluss auf ihre Partnersuche und/oder -findung genommen hat <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesem Inhalt entsprechen	„Also ich glaube, dass man das hat.“ Als Antwort auf die Frage ob sie glaubt, dass man Einfluss darauf hat ´nen Partner zu finden. (JQ, 358) <b>(JA)</b>  „So weiß man nicht, ob sich der Aufwand lohnt.“ (M, 362f) <b>(Nein)</b>
2	Einschätzung des eigenen aktiven Handelns im Bereich Partnerfindung (ja/nein)	Die Prob. erlebt sich als aktiv handelnd und gestaltend bezogen auf die Partnersuche bzw. Partnerfindung <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesem Inhalt entsprechen	„Da hab´ ich richtig was dafür getan, dass der auf mich aufmerksam wird, [...].“ (DW, 290) <b>(Ja)</b>  „Nein. Aktiv würde ja wirklich heißen, ich geh` mit offenen Augen durch die Welt, [...].“ (M, 346) <b>(Nein)</b>



**14.3. Kodierregeln für Kodierleitfaden B:**

**Differenzierte Betrachtung der inneren Verpflichtung in den Bereichen „Beruf und Karriere“ sowie „Kinder und Familie“**

### **Allgemeine formale und inhaltliche Kodierregeln für Kodierleitfaden B**

Um eine eindeutige Zuordnung der Textstellen zu den Kategorien zu gewährleisten, dienen die folgenden Kodierregeln:

1. Jede Antwort der Frauen bildet eine Bedeutungseinheit. Da alle Probandinnen Sprache als ein vertrautes Medium nutzen, wird darauf verzichtet, Pausen oder ähnliches zur Auswertung heranzuziehen.
2. Die bereits gekennzeichneten Punkte 2. „Beruf und Karriere“ und 4. „Kinder und Familie“ werden ein weiteres Mal bearbeitet.

Im Einzelnen:

- „Beruf und Karriere“: alle Aussagen, die als „IV“ gekennzeichnet wurden, werden ausgewertet mittels der Unterkategorien:
  - 1 Hohen Stellenwert,
  - 2 Gebremst und
  - 3 Karriereorientiert.

Diese Auswertungen werden in Tabelle B 1 eingetragen.

- „Kinder und Familie“: alle Aussagen, die als „IV“ gekennzeichnet wurden, werden ausgewertet mittels der Unterkategorien
  - 1 Uneingeschränkt wichtig
  - 2 Ja, wenn
  - 3 Grundsätzlich schon
  - 4 Ungeplante Schwangerschaft
  - 5 Ohne Kinderwunsch

Diese Auswertungen werden in Tabelle B2 eingetragen

Die einzelnen Definitionen, Anwendungsregeln und Ankerbeispiele sind in den Kodierleitfäden B 1 und B 2 genau beschrieben.

**Kodierleitfaden B 1: Die Intensität der Kategorie „Innere Verpflichtung“ im Bereich „Beruf und Karriere“ (50er Jahre retrospektiv)**

Nr.	Unterkategorie	Definition	Anwendungs-Regel	Ankerbeispiel
1	Hohen Stellenwert	Die Probandin beschreibt ihre Tätigkeit ausführlich und stellt die Wichtigkeit ihres Berufs klar dar <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Für den Steuerberaterberuf? ... weil es mir sehr viel Spaß gemacht hat. ... Die Steuer ist genau das, was ich gerne für andere tue. ... Also ohne kann ich mir nicht vorstellen, also ist schon sehr wichtig.“ (T, 87-106) <b>(Ja)</b>
2	Gebremst	Die Probandin verknüpft die Bedeutung dieses Bereichs mit anderen für sie relevanten Bereichen und relativiert so die Bedeutung des Berufs <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Auf jeden Fall von den Peers, weil das war immer die Entscheidung, den Beruf und die Ausbildung nicht so wichtig zu nehmen.“ (DW, 106ff) <b>(Ja)</b>
3	Karriereorientiert	Die Probandin beschreibt, dass es für sie auch wichtig ist, sich im Beruf weiterzuentwickeln, voranzukommen <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„... dass meine Partner meine Karriere nicht gefördert hätten, ... ... Ich bin eigentlich die pushende Managerin ...“ (R, 363ff) <b>(Ja)</b>

**Kodierleitfaden B 2: Die Intensität der Kategorie „Innere Verpflichtung“ der Frauen gegenüber dem Kinderwunsch**

<b>Nr.</b>	<b>Unterkategorie</b>	<b>Definition</b>	<b>Anwendungs- Regel</b>	<b>Ankerbeispiel</b>
<b>1</b>	Uneingeschränkt wichtig	Kinder sind für die Probandin wesentlich für ihr Leben, ein Leben ohne Kinder unvorstellbar <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Die standen schon ganz oben auf der Prioritätenliste.“ (IR, 128) <b>(Ja)</b>
<b>2</b>	Ja, wenn bzw. Grundsätzlich schon	Die Probandin berichtet, dass sie auf jeden Fall Kinder will bzw. wollte, wenn die Karriere gesichert ist bzw. war und /oder wenn die Partnerschaft stabil ist <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Ja, kann ich mir schon vorstellen, wenn ich dann auch, sagen wir mal in ´ner gefestigten Partnerschaft mich befinde ... .“ (BY, 323ff) <b>(Ja)</b>
<b>3</b>	Ungeplante Schwangerschaft	Die Probandin berichtet, dass sie ungeplant schwanger wurde und die Schwangerschaft dann bejahte <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Also als ich schwanger war, sehr-sehr-sehr wichtig ... . Also es war so gar keine gewünschte, geplante Schwangerschaft.“ (DW, 247ff) <b>(Ja)</b>
<b>4</b>	Ohne Kinderwunsch	Die Probandin berichtet, dass sie keinen Kinderwunsch hat und auch nie hatte <b>(Ja/Nein)</b>	Alle Aussagen, die diesen Inhalt beschreiben	„Ich hab nie nen´ Kinderwunsch gehabt, also ist nie gekommen.“ (AZ, 224f) <b>(Ja)</b>

## ***LEBENS LAUF***

### **Brigitte Hebel**

Rosenhagenstraße 6  
22607 Hamburg  
Tel. 040 899 36 68  
e-mail reinhebel@aol.com

geb. am 20.2. 1958  
verheiratet, 1 Sohn

### **AUSBILDUNG**

#### **SCHULEN**

1964 - 1968	Grundschule Brackwede
1968 - 1976	Öffentl. – Stift. Gymnasium d.v.Bodelschwingschen Anstalten in Bielefeld
Juni 1976	Abitur

#### **UNIVERSITÄTEN**

1976 - 1978	Universität Mannheim
1978 - 1979	Ruhruniversität Bochum
1979 - 1983	Universität Hamburg
Mai 1983	Diplom in Soziologie

#### **WEITERBILDUNG**

1988 - 1991	4 jährige Weiterbildung in Gestalttherapie am IGG Institut für Gestalttherapie und Gestaltpädagogik, Berlin
1997	Heilpraktikerprüfung für Psychotherapie
2004	Anerkennung Supervisorin DVG
2006	2-wöchiges European Summer Residential bei Gestalt Associates Training (GATLA), Los Angeles

#### **BERUFSTÄTIGKEIT**

1983 - 1984	Youth Action Program New York, N.Y., USA Beratung obdachloser Jugendlicher in East Harlem
1985 - 1986	Family Reception Center, Brooklyn, N.Y., USA Familientherapie, Einzel- und Gruppentherapie
1988 - 1995	Freiberufliche Trainerin im Bereich Führungskräfte trainings für Philips und Endruweit & Partner
seit 1992	Selbständige Gestalttherapeutin mit Praxis in Hamburg
1995 - 2000	Ausbilderin und Lehrtherapeutin für das IGG Berlin in Hamburg
seit 2000	Ausbilderin und Lehrtherapeutin am IGF, Hamburg



*Eidesstattliche Erklärung*

Hamburg, den

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Hilfsmittel angefertigt habe; die aus fremden Quellen (einschließlich elektronischer Quellen, dem Internet und mündlicher Kommunikation) direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind ausnahmslos unter genauer Quellenangabe als solche kenntlich gemacht. Insbesondere habe ich nicht die Hilfe sogenannter Promotionsberaterinnen / Promotionsberater in Anspruch genommen. Dritte haben von mir weder unmittelbar noch mittelbar Geld oder geldwerte Leistungen für Arbeiten erhalten, die im Zusammenhang mit dem Inhalt der vorgelegten Dissertation stehen. Die Arbeit wurde bisher weder im Inland noch im Ausland in gleicher oder ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.

Frühere Promotionsversuche haben nicht stattgefunden.

Die Promotionsordnung und die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis der Universität Flensburg wurden zur Kenntnis genommen.

Brigitte Hebel